

bulletin



Das Magazin der Credit Suisse Nummer 2 Mai 2006

Gesundheit

Geschlecht Kleiner Unterschied hat Nebenwirkungen

Gesundheitswesen Teuer, aber ineffizient

Kosmetik Botox & Co. versprechen schöne Profite

Europa Wer soll in die EU, wer darf?

Exporte Schweizer Qualität ist beliebt und teuer bezahlt

Salzburg Mozart über alles und überall



Sie denken an
neue Aufträge.

**Wir auch an
optimierte
Liquidität.**

Profitieren Sie von professionellen Lösungen, die Ihre überschüssige Liquidität rentabler gestalten. Kontaktieren Sie Ihren persönlichen Firmenkundenberater oder das Business Center: 0800 88 88 71. Wir beraten Sie gerne.
www.credit-suisse.com/firmenkunden

Neue Perspektiven. Für Sie.

CREDIT SUISSE





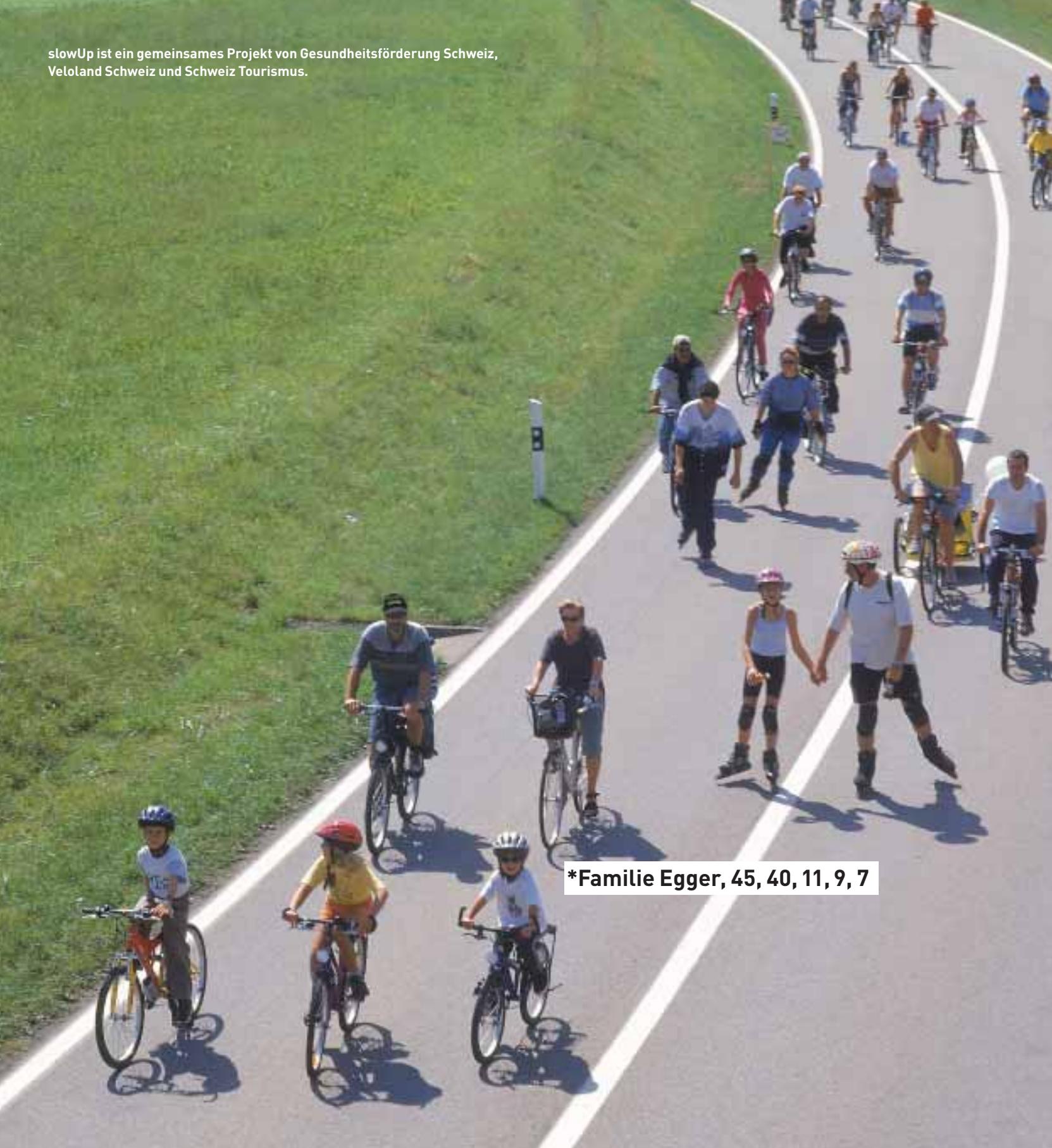
Schokolade ist gesund. Termingerecht zu Ostern ging diese Meldung durch die Medien. Also ran an die Hasen? Keineswegs. Nur schwarze Schokolade mit entsprechend hohem Kakaogehalt soll genügend gefäss-schützende Stoffe enthalten, um das Etikett «gesundheitsfördernd» zu verdienen. 100 Gramm dürften etwa gleich viel dieser Flavonoide enthalten wie sechs Äpfel. Zum Glück habe ich lieber Äpfel als Schokolade. Einer hat trotzdem profitiert: mein weisser Schoggiosterhase. Er ist heuer mit dem Leben davongekommen.

Sechs Äpfel – damit hätte ich spielend die Regel «Fünfmal täglich» erfüllt. Fünfmal täglich Früchte und Gemüse zu essen, kann ganz schön anstrengend sein. Früher reichte noch ein einziger Apfel, um den Gang zum Arzt zu vermeiden, zumindest im englischen Sprichwort «An apple a day keeps the doctor away». Heute gibt die Ernährungspyramide den Ton an. Mein Freund Istvan hat zwar schon von der mediterranen Diät gehört, würde seine Gefäße statt mit Olivenöl, Fisch und viel Gemüse aber am liebsten mit Schokolade schützen. Nasche ich gerne mal ein Pralinchen, verputzt er gleich eine ganze Packung. Meine ungläubigen Blicke pariert er mit einem Strahlen: «Ich habe eben ein entspanntes Verhältnis zu meiner Gier.» An Orthorexie, der krankhaften Fixierung auf gesunde Ernährung, wird der Gute zum Glück nie leiden.

«Ich bin glücklich, weil das gut ist für die Gesundheit», hat Voltaire gesagt. Glück ist für jeden etwas anderes. Was aber ist Gesundheit? Die Weltgesundheitsorganisation WHO definiert: «Gesundheit ist ein Zustand vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht allein das Fehlen von Krankheit und Gebrechen.» Wenn ich das lese, fühle ich mich unzulänglich, um nicht zu sagen: krank. Nietzsche überzeugt mich da schon eher: «Gesundheit ist dasjenige Mass an Krankheit, das es mir noch erlaubt, meinen wesentlichen Beschäftigungen nachzugehen.» Eine Frage beschäftigt mich derzeit wesentlich. Der Schweizer Gesundheitsökonom Gerhard Kocher unterteilt die Menschen in vier Kategorien: gesunde Gesunde, kranke Gesunde, gesunde Kranke und kranke Kranke. Was bin ich? Ich schwanke zwischen gesunde Kranke und kranke Gesunde. Und Sie?

Ruth Hafen, Redaktorin Bulletin

slowUp ist ein gemeinsames Projekt von Gesundheitsförderung Schweiz,
Veloland Schweiz und Schweiz Tourismus.

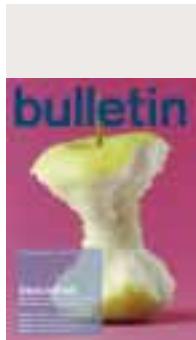


*Familie Egger, 45, 40, 11, 9, 7

slowUp bewegt Massen!

*Familie Egger bringt sonntags einiges in Bewegung. Dank Gesundheitsförderung Schweiz profitieren nebst der Familie Egger über 300'000 andere Personen jedes Jahr vom Projekt «slowUp». Bewegung fördert ein gesundes Körpergewicht.

Gemeinsam Chancen schaffen. www.slowup.ch und www.gesundheitsfoerderung.ch



Äpfel essen ist gesund, zumindest hat bisher keine Studie das Gegenteil bewiesen. 100 Gramm essbarer Anteil enthalten laut der Schweizer Nährwerttabelle: Wasser (85 g), Zucker (11,6 g), Vitamin C (5 mg), Fett (0,3 g), Cholesterin (0 mg). Entgegen anders lautenden Informationen ist der Verzehr dieses Energie-spenders (51 kcal) auch keine Sünde.

Gesundheit	06	Geschlechterfrage Wenn Klischees die Gesundheit gefährden
	12	Kostenpunkt Das Schweizer Gesundheitswesen ist teuer, aber ineffizient
	16	Webdoktor Warum den Doktor konsultieren, das Internet liegt doch so nah
	18	Lebenslust Arzt und Theologe Manfred Lütz liest Gesundheitsfanatikern die Leviten
	22	Kunst Was, wenn van Gogh sich bester Gesundheit erfreut hätte?
Credit Suisse Business	27	Wissenswert Aus dem ABC der Finanzwelt
	28	Kurz & bündig Business-News aus dem In- und Ausland
	30	Credit Suisse Asia Pacific CEO Paul Calello über Aufsteiger und Spitzenreiter
	32	150 Jahre Credit Suisse Jubiläumsfeiern in Zürich, Genf und Dubai
	33	Fernost Hochkarätiges an der Asian Investment Conference
Credit Suisse Engagement	34	Fussball Wo die Weltmeister von 2010 auf Leistung getrimmt werden
	38	Ausgezeichnete Talente 25 Jahre Nachwuchsförderung
	39	Fussball-WM Die Credit Suisse lanciert das Giant Fan Picture
	40	Hongkong England tritt beim Rugby ein Leder-Ei zum Sieg
	42	Salzburg Die Salzburger Festspiele feiern mit «Mozart 22»
	45	St. Gallen Carl Orffs «Carmina Burana» auf dem Klosterhof
	46	Südafrika Schweizer Firmen unterstützen Projekte gegen Jugendarbeitslosigkeit
	47	Kultur in Kürze Musikalische Glanzlichter bei Sonnenuntergang
Research Monthly	>	Das Heft im Heft: Finanzbeilage zum Herausnehmen
Wirtschaft	48	Kosmetik Kosmetische Chirurgie ist in – das Zauberwort heisst minimal invasiv
	52	Europa Wo soll die EU ihre Grenzen setzen?
	55	Bondmarkt Fremdfinanzierte Firmenübernahmen bergen Risiken für Anleger
	58	Exportwirtschaft Die Schweiz muss mit Qualität punkten
	61	Nach-Lese Buchtipps für Wirtschaftsleute
Leader	62	Bert Rürup Der Vorsitzende des «Rats der Weisen» gibt Kanzlerin Merkel gute Noten
Auf einen Klick	66	@propos Im Internet auf Ahnensuche
	66	emagazine Grosses Online-Forum zum Thema Hedge Funds
Impressum	61	So finden Sie uns



Geht es um die Gesundheit, sind die Differenzen zwischen den Geschlechtern vielleicht noch grösser als auf anderen Ebenen. Doch hier hat der kleine Unterschied Risiken und Nebenwirkungen.

Text: Ruth Hafen

«Männer haben Muskeln | Männer sind furchtbar stark | Männer können alles | Männer kriegen 'nen Herzinfarkt», krähte Herbert Grönemeyer Ende der Neunzigerjahre und stürmte mit «Männer» die Hitparaden im deutschsprachigen Raum. «Frauen auch!», muss der Einwurf heissen, und zwar nicht nur aus emanzipatorischer Sicht, sondern auch aus medizinischer. Frauen «kriegen auch 'nen Herzinfarkt», nur passt das nicht so schön in einen Songtext. Auch wenn Herz-Kreislauf-Erkrankungen die häufigste Todesursache bei europäischen Frauen sind, gilt der Herzinfarkt immer noch als typische Männerkrankheit, als Krankheit von Machern – wenn nicht gar Mackern. Irrtum 1.

Viele Geschlechterstereotypen im Stil von «Männer bekommen einen Herzinfarkt, Frauen Krebs» halten sich hartnäckig im Sattel, nicht nur bei Laien und Hobbygesundheitsexperten, sondern auch bei Profis. In ihrem Buch «Geschlecht, Gesundheit und Krankheit» schreiben die Gesundheitswissenschaftler Petra Kolip und Klaus Hurrelmann: «Viele Studien weisen darauf hin, dass Ärzte/Ärztinnen und andere Gesundheitsprofessionelle dazu neigen, Beschwerden von Männern in der Praxis ernster zu nehmen als die von Frauen. Beim weiblichen Geschlecht werden ganz offensichtlich mehr psychisch bedingte Leiden vermutet, die Behandlung wird entsprechend ausgerichtet. Diese Profilierung der Behandlung kann dazu führen, dass Vorboten mancher Krankheiten nicht richtig erkannt werden. Das gilt insbesondere für den Herzinfarkt bei Frauen, wo die Frühsymptome mit psychischen Belastungen verwechselt werden.» (Siehe dazu auch die Box rechts.)

Dass bei Frauen und Männern nicht mit der gleichen Elle gemessen wird, hat Tradition. Die Historikerin Dagmar Ellerbrock schreibt in einem Essay über «Geschlecht, Gesundheit und Krankheit in historischer Perspektive»: «Frauen wiesen nach Ansicht der zeitgenössischen Juristen und Mediziner eine spezifische (anatomische) Disposition zum Wahnsinn auf, die als Folge der krankhaften Veränderungen der weiblichen Geschlechtsorgane galt, während psychische Auffälligkeiten bei Männern als Kopfkrankheit diagnostiziert wurden.» Das hatte eindeutige Folgen: Die Gerichtsmedizin obduzierte bei Männern bevorzugt das Hirn, während bei weiblichen Leichen der Uterus begutachtet wurde.

Irrtum 2: Krebs ist eine Frauenkrankheit. Auch am Ende des 20. Jahrhunderts wurde Krebs im Allgemeinen als eine weibliche Erkrankung angesehen. Das führte laut dem Mediziner Dieter Borgers unter anderm so weit, dass in den USA 40 Prozent aller Frauen mit 60 keinen Uterus mehr haben, da er chirurgisch entfernt wurde.

Hinter solchen Zahlen mag auch die (männliche?) Vorstellung stecken, dass ein im Alter «überflüssiges» und krebsanfälliges Organ besser entfernt werden sollte. War beim Uterus eine solche Entwicklung noch möglich, stösst die Radikaloperation beim weiblichen Brustkrebs immer mehr auf den Widerstand der betroffenen Frauen. Bei einem so drastischen Vorgehen muss heute die Frage nach Nutzen und Schaden sehr genau beantwortet werden.

Gewisse Stereotypen wiederum entsprechen aber immer noch der Realität, und zwar seit der Zeit, als wir noch als Jäger und Sammler die Steppen bevölkerten: Der starke Mann jagt das Wild und ernährt die Familie; die sensible Frau wärmt die Höhle, sorgt >

Herzinfarkt, ein Frauentod

Koronare Herzkrankheiten sind die häufigste Todesursache bei europäischen Frauen. Mit 55 Prozent treten sie bei Frauen öfter auf als bei Männern (43 Prozent), und sie führen häufiger zum Tod als alle Krebsarten zusammen. Trotzdem wird dieses Krankheitsbild immer noch als «Männerkrankheit» angesehen. Bei Frauen tritt der Herzinfarkt in höherem Lebensalter auf, dann aber gehäuft und öfter tödlich. Fatal im wörtlichen Sinn ist oft die Tatsache, dass Frauen andere Symptome haben als Männer und ein Herzinfarkt darum nicht oder nicht früh genug erkannt wird. Dragana Radovanovic vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich schreibt in einem Bericht: «Bei bis zu 40 Prozent der Frauen kündigen sich Herzinfarkte nicht mit den klassisch geltenden Brustschmerzen an. Frauen mit einem akuten Herzinfarkt kommen in der Schweiz ca. 80 Minuten später ins Spital als Männer, dabei verstreicht wertvolle Zeit.»

Typische Symptome eines «weiblichen» Herzinfarktes können sein: diffuse Beschwerden im Oberbauch, Blässe, Übelkeit und Erbrechen, Kreuzschmerzen, allgemeine Schwäche, Atemnot. Neben dem Faktor Zeit wiegt auch noch etwas anderes schwer: Die Unterschiede und Besonderheiten in der Männer- und Frauenmedizin werden in Forschung und Praxis zu wenig berücksichtigt (siehe dazu auch das Interview mit Marianne Schmid Mast auf Seite 9).

für die Gesundheit der ganzen Familie. Konkret: Männer führen ein risikoreicheres und ungesünderes Leben, sie rauchen und sie trinken mehr, sie fahren riskanter Auto, treiben gefährlichere Sportarten, und sie begehen häufiger Selbstmord als Frauen (in der Schweiz 2,5 Mal mehr). Zum Arzt gehen sie erst, wenn es schon fast zu spät ist, und das oft auch nur, weil die Gattin den Untersuchungstermin für sie vereinbart hat. OBSAN, das schweizerische Gesundheitsobservatorium, liefert dazu Zahlen (Stand November 2005). Die Geschlechterstatistik der Konsultationen von Patienten in Allgemeinpraxen zeigt: Männer bis zum Alter von 74 Jahren suchen generell weniger häufig einen Allgemeinmediziner auf (59 Prozent) als Frauen (63 Prozent). Wenn Männer zum Arzt gehen, ist es eher gleich ein Spezialist. Frauen machen mehr Vorsorge, legen Wert auf einen gesunden Lebensstil – und sie lassen sich auch eher helfen, nehmen also freiwillig medizinische und psychosoziale Hilfe in Anspruch. Nicht zuletzt deswegen haben Frauen im Durchschnitt auch eine um sieben Jahre höhere Lebenserwartung als Männer. In der Schweiz liegt sie momentan bei 83,4 Jahren (Frauen) und bei 77,6 Jahren (Männer). Das entspricht ungefähr dem europäischen Mittel. Ein Vergleich dazu: In Russland werden die Frauen im Schnitt 74 Jahre alt, die Männer sterben hingegen schon mit 60. Freund Wodka lässt grüssen – der russische Mann säuft sich immer noch zu Tode. Das Problem ist erkannt, jetzt wird, um die männliche Bevölkerung vom Wodka wegzulocken, ein gesünderes Getränk propagiert: Bier.

Frauen sorgen sich mehr um ihre Gesundheit. Bei Angeboten zu Gesundheitsförderung und Prävention wie Nichtraucherkursen, Bewegungs-, Entspannungs- oder Stressbewältigungstrainings sind 80 bis 90 Prozent der Teilnehmenden weiblich. Die Frage

wiederum, ob Männer oder Frauen das kränkere Geschlecht seien, kann allerdings nicht beantwortet werden, denn Frauen und Männer haben unterschiedliche Krankheitsprofile. Zwar ist die Rangfolge der Erkrankungen bei Frauen und Männern fast identisch, aber Frauen sind von fast allen chronischen Erkrankungen häufiger betroffen, und die Erkrankungen, unter denen Männer leiden, sind potenziell lebensbedrohlich. Fazit: Frauen leben zwar länger, sind aber auch häufiger krank.

Eine der besten Gesundheitsvorsorgen für Frauen und Männer scheint eine gut funktionierende Beziehung zu sein. Amerikanische Forscher haben herausgefunden, dass sich die Ehe positiv auf die psychologische und die körperliche Gesundheit bei beiden Geschlechtern auswirkt. Allerdings hat sich auch gezeigt, dass Männer auf gesundheitlicher Ebene mehr von der Ehe profitieren als Frauen. Eine andere amerikanische Studie besagt, dass die Ehe Frauen mehr belastet als Männer. Wieder eine andere Studie weiß, dass Unverheiratetsein für Männer belastender ist als für Frauen. Das kann doch alles nur eines heissen: Männer, seid nett zu euren Frauen, dann sorgen sie dafür, dass ihr gesund bleibt! <

Literatur: Klaus Hurrelmann / Petra Kolip (Herausgeber).

«**Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich»; Handbuch Gesundheitswissenschaften, Verlag Hans Huber, Bern.**

Für Männer ist Arbeit wichtiger als Gesundheit

Männer wollen gerne stark sein, und das unabhängig von ihrem Rollenbild. Es braucht viel, bis ein Mann der Arbeit fernbleibt, weil er krank ist. Darum sollte männerspezifische Prävention vermehrt am Arbeitsplatz stattfinden.

Eine deutsche Studie hat 1998 nachgewiesen, dass Männern ihre Arbeit wichtiger ist als ihre Gesundheit, und dies unabhängig vom Männerbild, das sie verinnerlicht haben. Nicht ganz überraschend haben 72 Prozent der Männer mit traditionellem Männerbild diese Haltung, doch sind es immerhin 50 Prozent der «neuen» Männer, die ebenfalls so denken. In derselben Studie bleiben 22 Prozent der Männer gegenüber 17 Prozent der Frauen praktisch nie zu Hause, wenn sie krank sind, da die Arbeit für sie sehr wichtig ist. In einer anderen deutschen Studie aus dem Jahr 2001 erklärten 55 Prozent der Männer, dass sie zur Arbeit gegangen seien, obwohl sie sich krank fühlten. Dies hätten sie in erster Linie getan, weil sie glaubten, sich selbst kurieren zu können und dass es ihnen bald wieder besser gehen

würde (58 Prozent). Gleich darauf folgen Gründe, die mit dem Beruf zusammenhängen: dringend zu erledigende Arbeiten (55 Prozent), die Kollegen nicht zusätzlich belasten (45 Prozent). Die Befürchtungen, den Arbeitsplatz zu verlieren sowie von Vorgesetzten oder Mitarbeitenden schlecht angesehen zu werden, folgen weitaus später (mit etwa jeweils 20 Prozent).

Gerade weil Männern Arbeit so wichtig ist, fordern immer mehr Experten, geschlechterspezifische Gesundheitsförderung am Arbeitsplatz zu betreiben. So bietet eine Baufirma im Raum Zürich zur Förderung der Gesundheit ihren Bauarbeitern täglich ein viertelstündiges Programm aus Entspannungs-, Energie- und Atemübungen an, mit dem Resultat, dass die krankheitsbedingten Absenzen um ein Viertel zurück-

gegangen sind. Grosskonzerne wie die Credit Suisse haben ebenfalls Programme zur Gesundheitsförderung. «Bei der Credit Suisse unterscheiden wir nicht zwischen Frauen und Männern», sagt der Leiter der Fachstelle Gesundheit, Stefan Späni. Doch es zeichnen sich auch hier die traditionellen Muster ab: Männer nutzen eher Angebote wie «Sport über Mittag» oder die Fitnesszentren, während Frauen Nordic Walking und Ernährungskurse machen. Entspannungskurse hingegen haben Zulauf von beiden Geschlechtern. rh

Mehr Infos:

www.gesundheitsfoerderung.ch
www.genderhealth.ch
[www.radix.ch \(Männergesundheit\)](http://www.radix.ch)

«Die Medizin orientiert sich zu sehr an Männern»

Sind Männer Gesundheitsmuffel und Frauen Gesundheitsapostel? Die Sozialpsychologin Marianne Schmid Mast hat bei ihren Forschungen zum Thema «Geschlecht und Gesundheit» Erstaunliches herausgefunden.

Bulletin: Was hat Sie am meisten erstaunt bei Ihrer Forschung zum Thema «Geschlecht und Gesundheit»?

Marianne Schmid Mast: Dass Geschlechterstereotypen, die wir im Kopf haben, unser Gesundheitsverhalten stark beeinflussen können. Ärzte und Ärztinnen diagnostizieren die gleichen Symptome bei Männern und Frauen anders – und bestimmte Krankheiten bei einem Geschlecht später. So werden Herz-Kreislauf-Erkrankungen bei Männern eher diagnostiziert als bei Frauen, obwohl Herz-Kreislauf-Erkrankungen bei Männern und Frauen Todesursache Nummer 1 sind.

Was heisst das?

Die meisten Leute meinen, Krebs sei die häufigste Todesursache bei Frauen. Das stimmt nicht. Erst wenn man das weiß, sind Patientinnen und Ärzte auch darauf sensibilisiert, die entsprechenden Symptome richtig zu deuten. Erschwerend kommt hinzu, dass Frauen und Männer – gerade bei Herz-Kreislauf-Erkrankungen – oft nicht die gleichen Symptome haben. Hier besteht grosser Forschungsbedarf, denn die Medizin orientiert sich zu sehr an Männern, die meisten Erkenntnisse beruhen auf der Untersuchung von Männern. Wir sprechen von einem «Gender Bias», wenn ein Medikament oder eine Therapie nur an Männern oder nur an Frauen getestet wird. Viele Dosierungsvorschriften für Medikamente beruhen auf Studien an Männern. Frauen und Männer haben einen unterschiedlichen Stoffwechsel und für gewisse Medikamente kann das bedeuten, dass sie anders dosiert werden müssen, um die optimale Wirkung zu erzielen. Die medizinische Forschung hat Frauen lange ausgeklammert, weil der weibliche Zyklus Schwankungen im Hormonhaushalt verursacht. Zudem könnte eine Frau schwanger sein bei solchen Tests. Das ungeborene Kind wäre einem Risiko ausgesetzt, wofür dann wiederum die Pharmafirmen haftbar gemacht werden könnten.

Frauen sind tendenziell mehr krank als Männer. Wieso werden sie trotzdem älter?

Weil Frauen eher nicht lebensbedrohliche und Männer eher lebensbedrohliche Krankheiten haben – und weil Männer mehr rauen, mehr Alkohol trinken, schneller und risikoreicher Auto fahren und eher Selbstmord begehen.



Marianne Schmid Mast ist Professorin für Sozialpsychologie am Departement für Psychologie an der Universität Fribourg. An der Universität Zürich hielt sie im Wintersemester 2005/2006 eine Vorlesung zum Thema «Geschlecht und Gesundheit». In ihrer Forschung beschäftigt sie sich schwerpunkt-mässig damit, wie Leute in Hierarchien miteinander interagieren.

Gesundheit ist für Männer also eher kein Thema?

Gesundheit ist ein typisch weiblicher Bereich: Frauen sind in Familien oft für die Gesundheit zuständig, interessieren sich mehr dafür, wissen mehr darüber, melden den Mann zum Arztermin an. Es gibt Publikationen, die die Frage stellen, ob «Mann-Sein» eine Gesundheitsgefährdung sei. Es geht darum, ob eine Identifikation mit der männlichen Geschlechterrolle zu schlechterer Gesundheit führt. Es gibt Hinweise darauf: In einer «Raserstudie» konnten wir aufzeigen, dass die Identifikation mit der männlichen Geschlechterrolle bei Männern zu gesundheitsschädigendem Verhalten führt. Es zeigt sich aber auch, dass in der Schweiz zum Beispiel der Geschlechtsunterschied beim Rauchen vor allem bei den Jugendlichen zu schrumpfen beginnt. Erklärt wird

das oft mit der Orientierung von jungen Frauen an männlichen Eigenschaften. Beruf, Selbständigkeit und Durchsetzungsfähigkeit der Frau gehen oft mit erhöhten gesundheitlichen Risiken wie Rauchen einher. Es ist aber auch so, dass sich Männer in vielen Bereichen gesünder verhalten als Frauen, sie treiben zum Beispiel mehr Sport.

Frauen betreiben Vorsorgemedizin, Männer Reparaturmedizin?

So könnte man das ausdrücken, weil Frauen in der Tat viel mehr Prävention betreiben: Sie essen gesünder, machen regelmässige Vorsorgeuntersuchungen. Wenn die Gleichung «krank sein gleich schwach sein» zutrifft und es nach den Geschlechterstereotypen geht, dann ist es einfacher für eine Frau, schwach, also krank zu sein und das sich und anderen einzugesten. ↗



Foto: Envision, Corbis

**«Die Erhaltung der Gesundheit beruht auf der Gleichstellung der Kräfte.
Gesundheit dagegen beruht auf der ausgewogenen Mischung der Qualitäten.»**
Hippokrates



Foto: Josh Westrich, zeta, Corbis

«Gesundheit? Was nützt einem Gesundheit, wenn man sonst ein Idiot ist?»
Theodor W. Adorno, «Negative Dialektik»

Der teure Luxus hat System



Alle stöhnen über die hohen Gesundheitskosten. Dabei geht vergessen, dass das Gesundheitswesen in der Schweiz weniger an den Kosten, sondern vielmehr an Ineffizienz und Intransparenz leidet. Das hat seinen Preis. Andere Länder operieren günstiger, nehmen aber offen oder verdeckt eine Rationierung in Kauf.

Text: Reto Schlatter

Stolze 5000 Franken pro Jahr ist jedem Einwohner in der Schweiz seine Gesundheit wert. Laut der jüngsten Erhebung der OECD greifen weltweit nur die Amerikaner tiefer in die Tasche, um ihre Gesundheit versichern respektive ihre Krankheiten behandeln zu lassen. Die Finnen dagegen kommen mit gut der Hälfte des Schweizer Budgets über die Runde.

Der grosse Unterschied zwischen Finnland und der Schweiz hat einen Namen – und der heisst Gesundheitssystem. Finnland kennt ein staatlich reguliertes System, das über 280 im ganzen Land verstreute Gesundheitszentren zentral gesteuert und dezentral organisiert ist. Der Zugang zu diesen Zentren ist für alle frei. Die Leistungen, die der Staat garantiert, werden hauptsächlich über Steuergelder finanziert. Eine freie Arztwahl gibt es genauso wenig wie Alternativmedizin.

Mit diesem System gelingt es Finnland, nicht nur die Kosten im Griff zu behalten, sondern auch für hohe Qualität zu sorgen. Die Säuglings-Sterblichkeitsrate ist tiefer als in der Schweiz und in den USA; und die Zufriedenheit der Finnen mit ihrem Gesundheitssystem ist deutlich höher als im EU-Durchschnitt.

Private Haushalte zahlen am meisten

Natürlich zahlen auch die Schweizer Steuern, die ins nationale Gesundheitssystem fliessen. Vom gesamten Kuchen von 51,7 Milliarden Franken machen die Steuern aber nur 28 Prozent aus. Den grössten Brocken zahlen die privaten Haushalte (66 Prozent), den Rest die Wirtschaft (6 Prozent) (siehe Grafik rechts).

Die privaten Haushalte werden aus Sicht der Volkswirtschaft auf unterschiedliche Weise in die finanzielle Pflicht genommen: Zum einen über die monatlichen Krankenkassenprämien, dann aber auch über Franchisen und Selbstbehalte sowie über die direkt bezahlten Leistungen, die nicht von den Versicherungen abgedeckt sind.

Diese so genannten «Out-of-pocket»-Zahlungen sind in der Schweiz ausserordentlich hoch. Laut OECD zahlt die Bevölkerung 31,5 Prozent der nationalen Gesundheitsausgaben direkt aus der eigenen Tasche, vor allem für rezeptfreie Medikamente, die Zahnmedizin, Pflegeheime und Spitäler. Umgerechnet und kaufkraftbereinigt macht dies im Jahr 1500 Franken pro Kopf aus. Selbst die Amerikaner, die ein noch stärker nach privatwirtschaftlichen Kriterien organisiertes Gesundheitswesen kennen, zahlen deutlich weniger aus dem eigenen Sack (rund 1000 Franken).

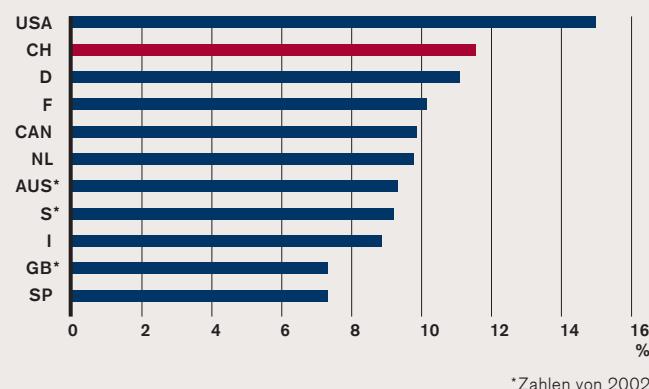
Damit ist klar: Im internationalen Vergleich hat die Schweiz mit ihren Kopfprämien eine äusserst schwache soziale Ausgestaltung ihres Gesundheitssystems. Es bestehen nur zwei Eingriffsmöglichkeiten mit einer gewissen sozialen Korrektur: die Prämienverbilligung für sozial Schwache und die partielle Spitälerfinanzierung durch die Kantone. Allerdings beziehen heute über ein Drittel der Versicherten die eigentlich für Härtefälle gedachte staatliche Prämienverbilligung – und laut Avenir Suisse wird in zehn Jahren die Mehrheit staatliche Unterstützung brauchen, wenn die Kosten weiter steigen wie bisher. Andere soziale Abfederungen wie eine Arbeitgeberbeteiligung (Niederlande, USA) oder ein Familienlastenausgleich (Deutschland) sind der Schweiz fremd.

Schlechte Noten also für das Schweizer Gesundheitssystem? Nicht unbedingt. «Die Schweiz hat eines der nachhaltigsten Systeme weltweit», sagt Heinz Locher, Experte und Managementberater im internationalen Gesundheitsbereich. Nachhaltig sei das Schweizer Gesundheitssystem deshalb, weil es im Unterschied zu vielen anderen Ländern (noch) ohne Kostendach auskommt. Ein solches Kostendach kann offen (wie in Grossbritannien) oder verdeckt (Niederlande) existieren und so zu einer Rationierung der Leistungen führen. In Grossbritannien gibt es nicht nur Warteschlangen für Operationen, sondern auch Altersgrenzen für bestimmte Behandlungen. Für die Spitäler (ambulant und/oder stationär) kennen die meisten Länder eine Budgetobergrenze – nicht so die Schweiz. Sie leistet sich ein System, das von zwei Seiten finanziert wird: vom Staat und von den Krankenversicherungen (duale Finanzierung).

Die andersartige Finanzierungsstruktur des Schweizer Gesundheitswesens hat ihre Schattenseiten. Die Intransparenz der Geld- >

Die Schweiz schneidet im Vergleich mit andern OECD-Ländern schlecht ab

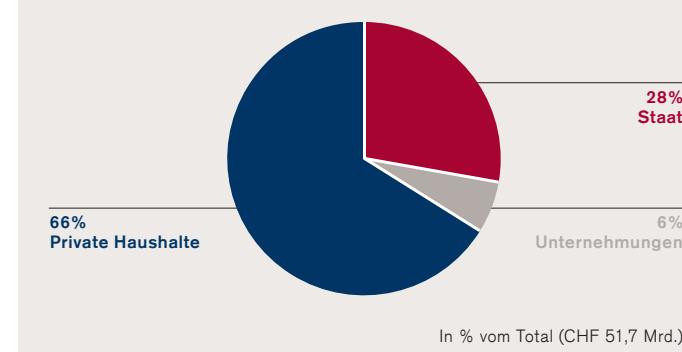
2003 gab die Schweiz 11,5 Prozent ihres Bruttoinlandprodukts für Gesundheitskosten aus. Auf Platz 1 liegen die USA mit 15 Prozent. Quelle: OECD Health Data 2005, BFS



Der Schweizer Staat übernimmt immer weniger Gesundheitskosten

Über Steuern werden heute noch 28 Prozent der Kosten im Gesundheitswesen berappt. 1971 waren es noch 39,5 Prozent.

Quelle: BFS



ströme ist hoch, zu viele Kässeli füttern zu viele Töpfe, so dass niemand wirklich den Durchblick hat. Die Aufteilung in 26 kantonale Systeme verunmöglicht es dem Staat, eine zentral gesteuerte Planung von Leistungen und Finanzierungen effizient zu regeln.

Eine andere Konsequenz ist die chronische Überproduktion. So besass der Kanton Bern bis vor kurzem mit seinen 950 000 Einwohnern mehr Akutspitäler als ganz Schweden mit seinen 8,8 Millionen Einwohnern. Und das Wallis betreibt zehnmal so viele MRI-Geräte pro Kopf wie Frankreich. Überflüssige Untersuchungen, übermäßig lange Spitalaufenthalte (im Schnitt einen Tag länger als in Deutschland respektive vier Tage länger als in Schweden) und ein hoher Medikamentenkonsum machen aus dem nachhaltigen Schweizer System ein höchst ineffizientes. «Es herrscht heute eine generelle Überversorgung», sagt Tomas Poledna, Rechtsprofessor an der Universität Zürich. Poledna hat deshalb einen neuen Verfassungsartikel ausgearbeitet, der dem Bund eine umfassende Kompetenz einräumt. Das Ziel müsse sein: mehr Markt, mehr Überwachung vom Staat (durch eine eidgenössische Gesundheitskommission), weg mit den Kartellen (Apotheker) und administrierten Preisen (Medikamente), weg mit den kantonalen Hoheiten und ein Vertrags- statt ein Tarifsystem für die Leistungserbringer (Aufhebung des Kontrahierungzwanges).

Die Resultate solcher Privatisierungen sind in andern Ländern erstaunlich: In den USA fielen die Medikamentenpreise dramatisch, seit die rezeptfreien Produkte in den Drugstores verkauft werden. Und in den Niederlanden kosten einzelne Eingriffe, die die Kassen nicht mehr übernehmen, zum Teil nur noch ein Viertel.

Der umgekehrte Weg ist jener der Verstaatlichung. In diese Richtung zielen die Volksinitiativen der SP («Gesundheitsinitiative», 2003 abgelehnt, «Soziale Einheitskasse», zurzeit im Parlament), die mit den Kopfprämien aufräumen und die Finanzierung über die Steuern – massgebend sind Lohn und Vermögen – sicherstellen wollen. Kurzfristig könnte dies tatsächlich günstiger sein; langfristig aber warnen Ökonomen vor noch mehr Bürokratie, Verfilzung zwischen Verbänden und Staat und wenig Innovationsbereitschaft.

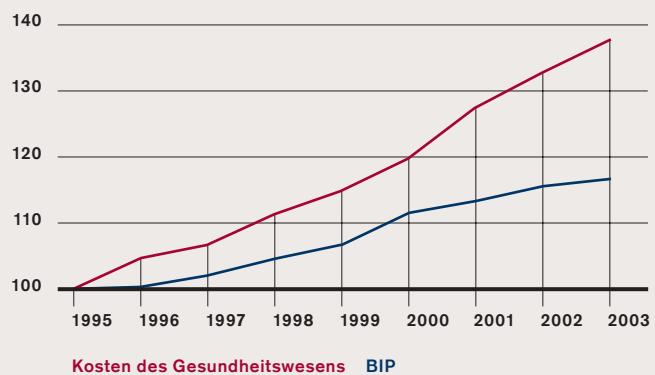
Diverse Länder reformieren ihre Gesundheitssysteme

Doch Gesundheitssysteme lassen sich ändern, wenn der politische Wille da ist. Die niederländische Regierung hat ihrem Volk Anfang Jahr eine radikale Reform verordnet. Es gibt keine Trennung mehr zwischen obligatorischer und privater Krankenversicherung. Alle bei einer Kasse Versicherten zahlen eine gleich hohe Prämie, was den Wettbewerb unter den Kassen belebt. Diese Basisversicherung bietet aber weniger Leistungen an als früher. Zusätzlich zahlen die Niederländer eine einkommensabhängige Prämie (6,5 Prozent); diese wird jedoch vom Arbeitgeber übernommen. Es gibt weder eine freie Arztwahl noch einen Vertragszwang.

Auch Deutschland versucht sich an einer Reform. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat im Wahlkampf einen (wirtschaftlich sinnvollen, aber unpopulären) Systemwechsel versprochen – weg von den die Arbeit schädigenden Lohnabgaben hin zu einkommensunabhängigen Gesundheitsprämien. Die langjährige Wirtschaftsflaute hatte

Das BIP wächst – und die Gesundheitskosten steigen noch viel mehr

Die Ausgaben für die Gesundheit sind in der Schweiz doppelt so schnell gewachsen wie die Einkommen. Quelle: BFS



in Deutschland zu einem strukturellen Geldmangel geführt, der sich vor allem bei Ärzten und Spitäler negativ bemerkbar macht.

Länder wie Dänemark leben gut mit ihrem fast ausschliesslich staatlich organisierten Gesundheitswesen. Finanziert über eine extrem hohe Einkommenssteuer (bis maximal 64 Prozent), lassen sich die Dänen ihre medizinischen Leistungen von Vater Staat bezahlen. Nur ein Viertel der Dänen hat eine private Zusatzversicherung, mit der sie etwa die gefürchteten Wartezeiten vor Operationen durch eine Behandlung in einem Privatspital abkürzen können.

Im internationalen Vergleich und gemessen am Bruttoinlandprodukt (BIP) sind die staatlich organisierten Gesundheitssysteme wie in Dänemark oder Finnland deutlich günstiger als die privaten (USA) oder mehrheitlich privaten (Schweiz). Der starke Kostenanstieg ist jedoch kein Schweizer Phänomen. Auch in Frankreich, Deutschland, Italien, Grossbritannien und den USA haben sich die Anteile der Kosten am BIP zwischen 1960 und 2000 mehr als verdoppelt.

Eine andere Entwicklung ist aber nirgends so augenfällig wie in der Schweiz. Seit Beginn der Siebzigerjahre zieht sich der Staat kontinuierlich aus der Finanzierung des Gesundheitswesens zurück. 1971 übernahm er 39,5 Prozent der Kosten – heute sind es noch 28 Prozent. Damit ist auch gesagt, dass sich die Verlagerung auf die privaten Haushalte nicht kostendämpfend ausgewirkt hat.

Auch wenn sich der Anteil der Gesundheitsausgaben am BIP in den letzten 40 Jahren mehr als verdoppelt hat und die realen Gesundheitsausgaben pro Kopf sich mehr als vervierfacht haben, und auch wenn die Ausgaben für die Gesundheit doppelt so schnell gewachsen sind wie die Einkommen – selbst dann ist die Gesundheit nicht unser höchstes Gut. Für unsere Mobilität, sei dies im privaten Wagen in der Freizeit oder im regelmässigen Pendlerzug zur Arbeit, sind wir bereit, rund doppelt so viel auszugeben wie für unsere Gesundheit. Da mutet es geradezu harmlos an, dass jüngst eine OECD-Studie eine Verdreifachung der Gesundheitsausgaben in der Schweiz bis 2020 prognostizierte. <



Foto: Sergey Kozak, zeta, Corbis

**«Es gibt vier Kategorien von Menschen:
gesunde Gesunde, kranke Gesunde, gesunde Kranke und kranke Kranke.»**
Gerhard Kocher, «Vorsicht Medizin!»

Einmal das Rezept, bitte!

Text: Olivia Schiffmann

Der moderne Patient geht nicht mehr ohne selbst ausgedruckte Internetseiten zum Arzt – Selbstdiagnose inklusive. Beunruhigend ist das vor allem, weil die meisten Menschen erst dann zum Arzt gehen, wenn sie sich wirklich krank fühlen. Zuvor versuchen sie sich selbst zu kurieren – mit Dr. Website.

Wieder einmal so richtig sündigen. Selig das üppige Mahl auf dem Teller betrachten, die Vorfreude im Gaumen spüren und dann zuschlagen, ungeachtet sämtlicher Cholesterin-, Fett- und Zuckerwerte. Ein guter Wein umgarnt das Essen und ein Dessert, das mit Vollrahm nicht geizt, beendet den Abend – Welch ein Gaumenschmaus. Spätestens am nächsten Morgen werden die Geniesser von Schuldgefühlen beschlichen.

Im Mittelalter, als die Gesellschaft noch geschlossen an das Fegefeuer glaubte, konnten sich die Sünder dank Ablassscheinen ihren Platz im Himmel reservieren. Der moderne Mensch schliesst die Wahrscheinlichkeit ein, dass nach diesem Leben das Nichts kommt – kein Himmel, keine Hölle, kein Nirvana. Er muss sein Paradies im Diesseits finden. Schillers Worte «Das Leben ist der Güter höchstes nicht», um 1800 geschrieben, scheinen heute weitgehend an Bedeutung verloren zu haben. Trendforscher und Kulturphilosophen erachten die Gesundheit als des modernen Menschen höchstes Gut. Sie gehen so weit, in ihr eine neue Religion zu sehen.

So modern wir heute sind, die Angst vor dem Sündenfall ist geblieben, der Drang zur Busse ebenfalls. Unsere Ablassscheine haben heute andere Namen und stehen im Dienste der Gesundheit: Aloe-Vera-Energiedrinks, Edelsteinsets zur Trinkwasser-Vitalisierung, aminosäureoptimiertes Eiweisskonzentrat. Die Marketingabteilungen haben rasch erkannt, dass Produkte mit implizierter

gesundheitsfördernder Wirkung mehr Käufer finden. Auf diese Weise können wir autonom eine schönere Haut, eine bessere Verdauung oder einen tieferen Blutdruck erreichen und somit unsere (Restaurant-)Sünden büßen. In den Apotheken und Drogerien gibt es gegen 5000 rezeptfrei erhältliche Medikamente.

Sechs von zehn konsultieren Cybermediziner

Treten Beschwerden auf, denen wir nicht mehr mit Lifestyle-Produkten zu Leibe rücken können, gibt es zwei Möglichkeiten: zum Arzt gehen oder ins Internet. Das ungeschriebene Gesetz der Schweizer Ärztinnen und Ärzte besagt zwar, dass Patienten nicht länger als 15 Minuten in den Praxen warten sollten, aber das ist kaum mehr realitätsnah. So konsultieren laut einer Studie der schweizerischen Health On the Net Foundation sechs von zehn Menschen mit Beschwerden erst mal das Internet.

Gunther Eysenbach, Arzt und Experte für Cybermedizin von der Universitätsklinik Heidelberg, hat eine geteilte Meinung dazu. Er schätzt die Internetrecherche einerseits für chronisch Kranke als lohnend ein, da sie auch die Suche nach Leidensgenossen und Selbsthilfegruppen ermöglicht, und andererseits auch für Verbraucher, die sich präventiv über Krankheitsvorbeugung und Frühernennung informieren wollen. Besorgt hingegen ist Eysenbach vor allem bei Menschen, die Krankheiten mit einem hohen Leidens-



Do-it-yourself-Medizin im Internet: Wenn die Patienten selbst herumdoktern, hat das für Ärzte und Patienten Nebenwirkungen.

druck haben, denn bei seinen Internetstudien ist er auf etliche Scharlatane gestossen. Geschäftemacher und Abzocker nutzen die Verzweiflung und Frustration chronisch und unheilbar kranker Patienten aus. «Falsch, irreführend, betrügerisch und damit eine Bedrohung der öffentlichen Gesundheit», schätzt denn auch die American Medical Association (AMA) in einer Stellungnahme zahlreiche medizinische Webseiten ein.

Sucht der von Beschwerden Geplagte den Arzt schliesslich doch noch auf, tut er dies nicht selten mit einer Aktentasche unter dem Arm: Ein Drittel aller Patienten geht mit ausgedruckten Unterlagen zum Arzt, wie eine Onlineumfrage der deutschen Universität Witten/Herdecke ergab. Für den Doktor kann das eine Geduldsprobe sein. Vor allem, wenn der Patient mit einer kühnen oder gar falschen Selbstdiagnose die Praxis betritt und seiner Meinung nach nur noch das Rezept benötigt. «Den Patienten davon zu überzeugen, dass er sich irrt, bedeutet viel Überzeugungsarbeit. Schliesslich hat er sich eingehend mit <seiner Krankheit> befasst und fühlt sich als Experte, das ist grundsätzlich lobenswert. Leider gehen Patienten jedoch meist vom Schlimmsten aus. Verstört von drastischen Bildern aus dem Internet, vermutet manch einer plötzlich einen Tumor als Ursache seiner Schmerzen», erzählt ein Zürcher Hausarzt.

Gunther Eysenbach sieht eine der grössten Herausforderungen der Cybermedizin darin, dass die Ärzte durch die neue Forschungs-

tätigkeit ihrer Patienten ihr Informationsmonopol verlieren. So sieht auch der Leiter des Bonner Zukunftsinstiuts, Matthias Horx, einen riesigen neuen Markt jenseits des klassischen Praxisarzt-Bereichs entstehen: Die Autorität der Mediziner werde schwinden, immer mehr Patienten würden sich mit Onlinetipps und Heimdiagnosegeräten selbst untersuchen. «Can-do-Medizin» nennt Matthias Horx diese Art der autonomen Diagnose. Um diesem Trend entgegenzuwirken, haben sich in Deutschland Ärzte zusammengeschlossen, und bieten Onlinekonsultationen an. So können die Patienten zu Hause bleiben und dennoch von fachlicher Beratung profitieren.

Alzheimertest aus dem Internetsupermarkt

Das Internet wird auch zum Kauf von medizinischen Untersuchungsgeräten genutzt. In England sind die Verkäufe von Geräten zur Selbstdiagnose seit dem Jahr 2000 um 40 Prozent gestiegen und haben 2005 ein Volumen von gegen 100 Millionen Euro erreicht. Über 80 Prozent der vom Marktforschungsunternehmen Mintel befragten Personen gaben an, sie müssten wirklich krank sein, bevor sie sich zum Arzt begäben.

Übers Internet ist auch allerhand erhältlich, was eigentlich nicht für den Laien bestimmt wäre, wie Alzheimer-, HIV-, Hormon- oder Vaterschaftstests. Verboten ist in der Schweiz der Verkauf von HIV-Tests, und zwar aus gesundheitspolitischen Gründen, denn sämtliche Tests zur Erkennung von übertragbaren Krankheiten müssen laut Gesetz über den Ärztekanal laufen.

Der Mensch ist gewillt, sich gesund zu erhalten. Auch hier bietet der Cyberspace Hilfestellung – der neue Hometrainer ist flink bestellt. Wers lieber ganzheitlich mag, findet innert Sekunden die Adresse einer der vielen Lachyogaklubs, die es gibt. Dieses spezielle Yoga wird von den Anbietern in einen engen Zusammenhang mit der Gesundheit gestellt, denn es soll eine positive Wirkung auf Bronchitis und Asthma haben, Arthritis- und Wirbelsäulenschmerzen lindern, Muskelkrämpfe schwächen, Tumoren vorbeugen und nicht zuletzt den Alterungsprozess behindern. Weltweit gibt es bereits gegen 2000 Lachklubs, in denen Menschen «ho-ho» und «ha-ha» rufend ihr Wohlbefinden zu steigern versuchen. Wissenschaftliche Studien über den heilsamen Nutzen des Lachens gibt es bisher jedoch kaum. Allerdings gibt es auch keine über aminosäuren-optimiertes Eiweisskonzentrat und ähnliche so genannte Wellnessprodukte. Ein unbestrittener Vorteil des Lachens liegt im Preis. Und wenn auch nur ein Komma von all dem stimmt, was die Lachyoga-Anbieter versprechen, ist Lachen ein günstiges Wundermittel zur seelischen und körperlichen Gesundheit. Womit wir wieder beim Anfang wären: Wann gibt es mehr zu lachen, als wenn wir in froher Gesellschaft ein gutes Essen teilen? Wer denkt da noch an die Sünde? <



«Auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot»

Interview: Daniel Huber

Der Arzt, Psychiater, Theologe und Autor Manfred Lütz hat dem allgegenwärtigen Fitness- und Diätwahn den Kampf angesagt. Er warnt davor, im Streben nach ewigem Leben sich das Leben zu nehmen.

Bulletin: Als Sie vorher niesen, wusste ich gar nicht recht, ob ich Ihnen Gesundheit wünschen sollte. Was sagen Sie niesenden Menschen?

Manfred Lütz: Ich sage natürlich auch Gesundheit, weil ich gut erzogen bin.

Aber das muss Ihnen doch völlig widerstreben.

Darum füge ich bei Leuten mit absehbarem Humor gerne an: Glauben Sie das aber nie einem Arzt. Denn es ist ein berufsschädigender Wunsch.

Ich muss Ihnen ein Geständnis machen: Ich gehe einmal in der Woche joggen und einmal ins Boxtraining.

Sie sehen aber dennoch ziemlich gesund aus.

Was stört Sie am Sport?

Wenn jemand zum ständigen Sitzen im Büro etwas Ausgleichssport macht oder auf gesundes Essen achtet, habe ich gar nichts dagegen. Aber ab und zu mal richtig lecker, ungesund essen, fettreich, cholesterinreich, dazu einen guten Wein, das muss doch erlaubt sein. Mich stört diese missionarische Atmosphäre, dieses übertriebene, pseudoreligiöse Geschwätz von Ganzheitlichkeit und von Gesundheit als höchstem Gut.

Was ist für Sie ein gesundes Mass an gesundem Leben?

Das muss jeder für sich selber herausfinden. In der Öffentlichkeit herrscht es auf jeden Fall schon lange nicht mehr. Man kann über Raucher Dinge sagen, die, über Tiere gesagt, den Tierschutzverein auf den Plan rufen würden. Ich bin selber Nichtraucher. Aber ich habe einfach christliches Mitleid mit diesen Menschen. In Irland werden die armen Raucher aus ihrem geliebten Pub getrieben, müssen draussen in klirrender Kälte stehen, und die beiden einzigen warmen Stellen an ihrem Körper sind die Lunge und die beiden Finger, mit denen sie die Zigarette halten.

Sie vergleichen in Ihrem Buch den Gesundheitswahn mit einer neuen Religion. Ist das nicht etwas gar an den Haaren herbeigezogen?

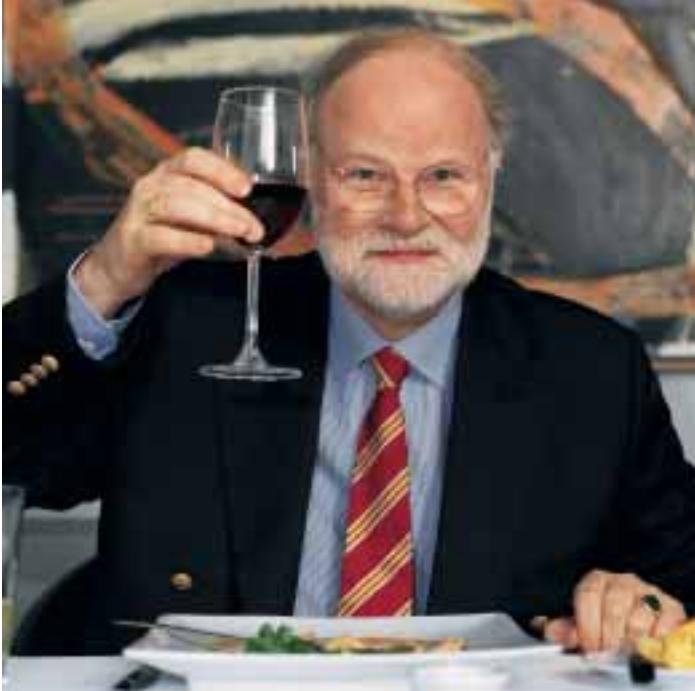
Ich habe den Eindruck, die Menschen glauben heute nicht mehr an den lieben Gott, sondern an die Gesundheit, und alles, was man früher für den lieben Gott tat – wallfahren, fasten, gute Werke tun –, das tut man heute für die Gesundheit. Es gibt Menschen, die leben überhaupt nicht mehr richtig, die leben nur noch vorbeugend und sterben dann gesund, aber auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot. Und alle typischen Elemente einer Religion sind inzwischen im Gesundheitswesen angekommen. Es gibt Ärzte als Halbgötter, den bruchlosen Übergang von der katholischen Prozessionstradition in die Chefarztvisite. Fitnessstudios entstehen heute an den Stellen, wo früher Marienkapellen standen, nämlich an Wegekreuzen.

Doch nur weil es viele Fitnessstudios gibt, macht das noch keine Gesundheitsreligion.

Stimmt. Aber diesen äusseren Ähnlichkeiten entspricht durchaus eine wirklich religiöse Motivation. Wenn Religion insbesondere eine Antwort auf die beunruhigende Frage nach dem Tod ist, dann ist die Gesundheitsreligion heute ihre zeitgemässen Variante. Man glaubt zwar nicht mehr ans ewige Leben, nur sterben möchte man halt nicht. So ist die uralte Sehnsucht des Menschen nach ewigem Leben und Glückseligkeit ungebrochen. Doch in Zeiten der Krise der Altreligionen lebt sie sich glutvoll aus in der Gesundheitsreligion. Für das ewige Leben ist quantitativ die Medizin zuständig und für die ewige Glückseligkeit qualitativ die Psychotherapie, bei Nichterfüllung: Klage, versteht sich.

Wie definieren Sie Gesundheit?

Ich halte mich da an Friedrich Nietzsche, der sagt: Gesundheit ist dasjenige Mass an Krankheit, das mir noch erlaubt, meinen >



Manfred Lütz wurde 1954 in Deutschland geboren. Er studierte gleichzeitig Medizin, katholische Theologie und Philosophie. Seine Approbation zum Arzt erfolgte 1979, wenig später machte er das Diplom in katholischer Theologie. 1989 bildete er sich weiter zum Facharzt für Nervenheilkunde, 1991 zum Facharzt für Psychiatrie. Seit 1997 leitet er als Chefarzt das Alexianer-Krankenhaus in Köln.

wesentlichen Beschäftigungen nachzugehen. Dagegen ist die Gesundheitsdefinition der WHO utopisch: Völliges (!) körperliches, seelisches und soziales Wohlbefinden. Wer ist dann noch gesund? Ökonomisch ist dieser utopische Gesundheitsbegriff aber höchst lukrativ. Denn für etwas, das man irrsinnigerweise allgemein mit Inbrunst für das «höchste Gut» erklärt und das man dennoch nie erreicht, wird man immer viel Geld ausgeben. Ein erreichbarer Gesundheitsbegriff wäre ökonomisch uninteressant. Wenn man früher dem Katholizismus fälschlicherweise vorwarf, er weise den Weg über eigene gute Werke zum ewigen Leben, so ist die Gesundheitsreligion von dieser Idee geradezu besessen: Man muss was tun für die Gesundheit, von nichts kommt nichts, wer stirbt, ist selber schuld.

Dann irren also all die Experten und Autoren unzähliger Gesundheitsratgeber?

Hören Sie mir auf mit Ratgebern. Der Soziologe Ulrich Beck hat einmal treffend gesagt: Die Ratgeberliteratur schlägt eine Schneise der Verwüstung durch Deutschland. Die Leute trauen sich ja gar nicht mehr, einfach unbefangen sie selbst zu sein. Durch all die ungebetenen Expertenmeinungen bekommen die Menschen unweigerlich das Gefühl, nur die zweitbeste Variante zu sein.

Nun können aber auch Sie nicht abstreiten, dass die meisten Menschen nicht gerade gesund essen?

Dass alle Menschen Sünder sind, ist auch in anderen Religionen bekannt. Doch im Christentum dauert die Fastenzeit 40 Tage, in der Gesundheitsreligion das ganze Leben. Neulich erzählte mir ein guter Freund, dass er bei der Beerdigung eines etwa 50-jährigen Manns gewesen sei, den seine Frau immer zu gesundem Essen gezwungen hatte und der von einem Auto überfahren worden war.

Am Grab schluchzte die Ehefrau unter Tränen: Jetzt hat all die Diät doch nichts genutzt! Die Trauergemeinde konnte nur mit Mühe die Fassung bewahren. Die Fixierung auf das Thema Essen ist oft der Beginn von Essstörungen. Und Diäten sind übrigens keine Therapie für Essstörungen, sondern nicht selten ihre Ursache.

Wie reagieren kranke Menschen auf Ihre sehr direkten, oft auch zynischen Äußerungen?

Satire ist nicht zynisch. Aber Satire ist die einzige Möglichkeit, in totalitären Verhältnissen die Wahrheit zu sagen. Und die Gesundheitsreligion herrscht mit strenger «political correctness» und mit Humorlosigkeit wie alle Diktaturen. Sagen Sie mal in einem gesundheitsreligiösen Kreis beim Anzünden einer Zigarette beiläufig: Warum soll meine Lunge eigentlich älter werden als ich? Sie haben mit allen Reaktionen zu rechnen, die im Mittelalter auf Gotteslästerung zu erwarten waren. Als ich meinen Vortrag zum Buch vor dem Bundesverband von Frauen nach Krebs gehalten habe, haben die sich kostlich amüsiert, weil sie die dämlichen Tabus längst überwunden haben. Der Todfeind der Gesundheitsreligion ist der Tod. Und das Tragische ist: Um den Tod zu vermeiden, nehmen sich die Leute das Leben, nämlich unwiederholbare Zeit in Fitnessstudios und Wellnesseinrichtungen, und dann liegen sie irgendwann auf dem Sterbebett und es passiert nun unweigerlich das, was sie mit all ihren Bemühungen immer vermeiden wollten. Wird sich dann nicht manch einer fragen: Hätte ich nicht mehr Zeit für Gespräche mit meiner Frau, meinen Kindern oder mit anderen Menschen haben sollen?

Haben die Menschen von hoch entwickelten Dienstleistungs-gesellschaften nicht einfach zu viel Zeit, um sich selber zu wichtig zu nehmen?

Es wäre ja schön, wenn sie sich wirklich wichtig nehmen würden. Aber sie laufen mit hängender Zunge hinter jedem Gesundheitstrend her. Sie versuchen irrsinnigerweise, die unvermeidlichen Grenzsituationen menschlicher Existenz, Krankheit, Leiden, Sterben, Tod, zu vermeiden. Doch wer den Tod verdrängt, verpasst das Leben.

Ist das nicht eine sehr kurzsichtige Denkweise? Der langfristige finanzielle Nutzen der Prophylaxe ist doch unbestritten?

Es gibt keine einzige valide Studie, die beweist, dass gesundheitsbewusstes Verhalten die Kosten für die Solidargemeinschaft sinken lässt. Wenn jemand mit 42 an Lungenkrebs stirbt, belastet der die Solidargemeinschaft nicht mit den teuren Alterskrankheiten, der Pflege im Alter und der Rente. Prophylaxe ist wichtig. Aber sie spart nicht Geld, sondern sie kostet Geld.

Wie würden Sie die finanziellen Probleme der verschiedenen Gesundheitswesen angehen?

Solange Gesundheit als höchstes Gut gilt, kann es gar keine wirkliche Gesundheitspolitik geben. Politik ist die Kunst des Abwägens. Ein höchstes Gut kann man gar nicht abwägen, dafür muss man alles tun. Wir brauchen dringend eine nüchterne gesellschaftliche Debatte über Gesundheit, die ein hohes Gut ist, aber eben nicht das höchste. Dazu soll mein Buch beitragen. Es ist geschrieben für Fitnessstudiobesucher mit Sinn für Humor und für die restliche schuldbewusst schweigende Mehrheit – als Ermutigung zum Durchhalten. <

Das Buch «Lebenslust – wider die Diätsadisten, den Gesundheitswahn und den Fitnesskult» von Manfred Lütz ist 2002 im Münchener Pattloch-Verlag erschienen (ISBN 3-629-01639-1).

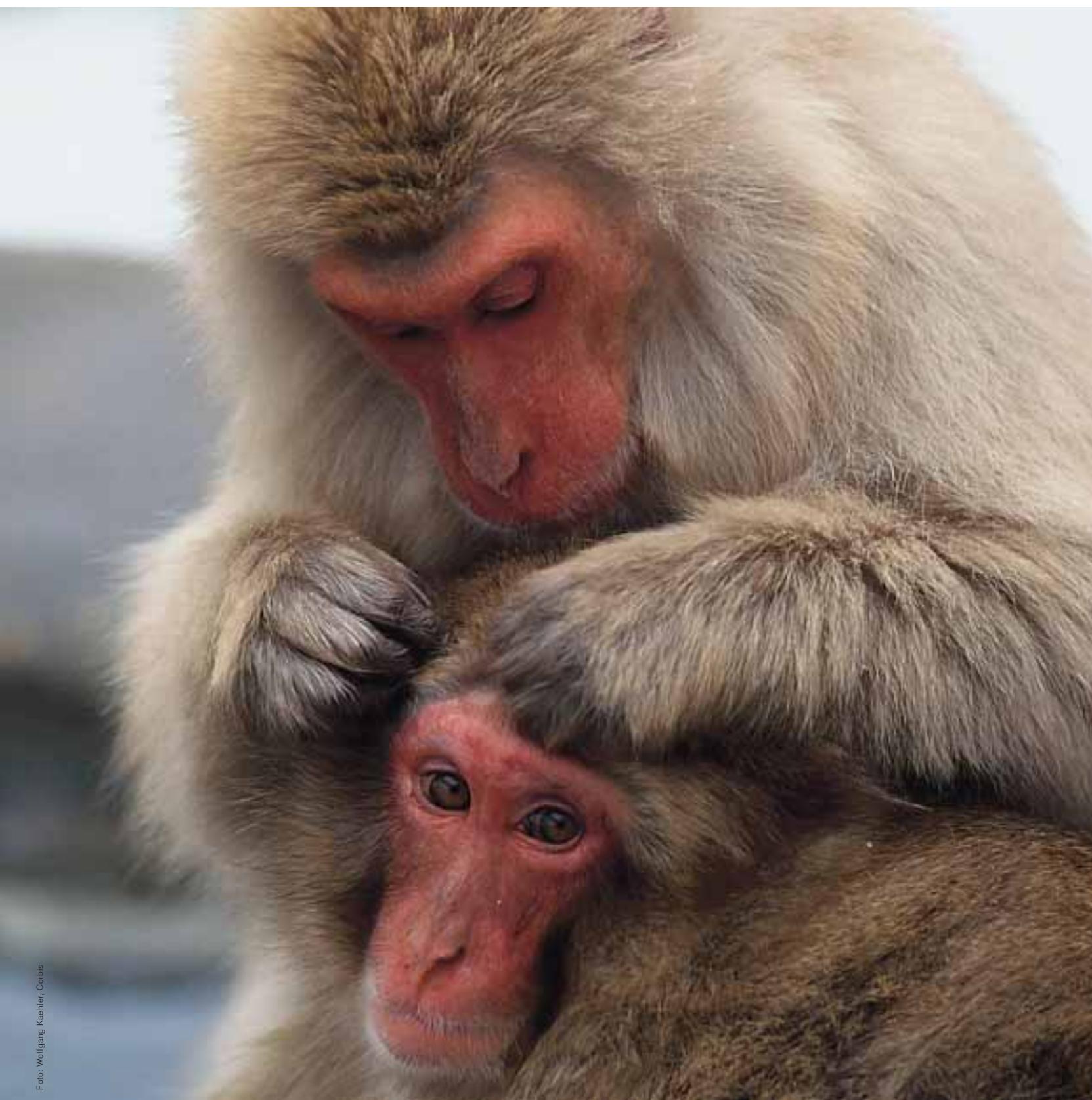


Foto: Wolfgang Kaehler, Corbis

«Es gibt keine gesunden Menschen – nur solche, die bisher zu wenig untersucht wurden.»
Alte Medizinerweisheit

Künstler sehen die Welt mit anderen Augen als ihr Publikum. Bei Claude Monet kann man diese Aussage wörtlich nehmen. Gibt es weitere Beispiele, bei denen eine eingeschränkte Gesundheit das künstlerische Schaffen beeinflusste? Eine Spurensuche.

Text: Andreas Schiendorfer

Erkundungen auf den letzten Kontinenten

Hans Holbein der Jüngere (1497/98–1543), dem gegenwärtig im Kunstmuseum Basel eine hoch interessante Ausstellung gewidmet ist, beschäftigte sich 1516 erstmals mit der Geschichte des römischen Helden Mucius. Dieser wollte den etruskischen Herrscher Porsenna töten und liess sich nach seiner Gefangennahme zum Beweis der Furchtlosigkeit seines Volkes die rechte Hand im Feuer verbrennen. Daher röhrt sein Ehrenname «Scaevola» («Linkshand»). Da Holbein diese Geschichte mehrmals als witzige, verschlüsselte Signatur benutzte, kann man davon ausgehen, dass er Linkshänder war, die rechte Hand jedenfalls nicht für seine künstlerische Arbeit benutzen konnte.

Heute erachten nur noch wenige die Linkshänder als abnormal und nicht gesund. Während Jahrhunderten jedoch waren sie geächtete Aussenseiter, und nicht selten übernahmen sie allmählich die Rolle, in welche die Gesellschaft sie drängte. So hatten Linkshänder einen Hang zu Wahnsinn, Alkoholismus, Selbstmord, Kriminalität und Heuschnupfen. «Links» stand für «dunkel» und «schwach»; aber auch, und damit wendet sich das Blatt mitunter ins Positive, für «intuitiv» und «künstlerisch».

Wir finden unter den Linkshändern Schriftsteller wie Johann Wolfgang von Goethe, Franz Kafka oder Mark Twain, Komponisten wie Ludwig van Beethoven, Wolfgang Amadeus Mozart oder Benjamin Britten und zahlreiche Malerinnen und Maler, so Leonardo da Vinci, Michelangelo, Albrecht Dürer, Peter Paul Rubens, Henri de Toulouse-Lautrec, Raffael oder Käthe Kollwitz.

Auch wenn Linkshänder im «Kreativitätspool» wohl überproportional vertreten sind, ist es wissenschaftlich nicht erhärtet, dass sie prinzipiell künstlerischer veranlagt wären als Rechtshänder. Vielmehr muss man davon ausgehen, dass sie ihr Anderssein auf eine allgemein akzeptierte Weise sublimier(t)en.

Linkshänder Paul Klee (1879–1940) war ab 1912 Mitglied der expressionistischen Münchener Künstlergruppe «Der Blaue Reiter». 1933 wurde der «entartete Künstler» als Professor an der Kunst-

akademie Düsseldorf entlassen, wonach er nach Bern zurückkehrte. 1935 erkrankte er – wie erst postum diagnostiziert wurde – an der rätselhaften rheumatischen Krankheit Sklerodermie (griechisch «harte Haut»), die Hautveränderungen und Erkrankungen der inneren Organe hervorrief.

Während es unmöglich ist, herauszufiltern, wie die Linkshändigkeit Klees Werk konkret beeinflusste, wird dies bei der Sklerodermie augenscheinlich. Das umfangreiche Spätwerk der fünf Krankheitsjahre unterscheidet sich von seinem früheren Schaffen deutlich, indem sich in ihm sein Schicksal und Leiden widerspiegelt. Mit Stift und Feder hielt Klee in umrissartigen Zeichnungen seine Verfas-



Paul Klee, «St. Georg», 1936, Öl auf Leinwand. Auch während seiner Krankheit schuf Klee etliche «unsterbliche» Werke.

sung, seine Not, Angst, aber auch Zuversicht und Hoffnung tagebuchartig prägnant fest. Für seine Persönlichkeit spricht, dass er daneben auch humorvolle und farbenfrohe Werke schuf.

Wenn die Farben plötzlich nicht mehr leuchten

Besonders verhängnisvoll ist es für einen Maler, wenn seine Sehfähigkeit beeinträchtigt ist. Da rund acht Prozent der erwachsenen Männer unter einer Farbenfehlsehigkeit – gemeinhin als «Farbenblindheit» bezeichnet – leiden, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass es darunter auch Maler hat. Am häufigsten ist die Rot/Grün-Sehschwäche, seltener die Blau/Gelb-Sehschwäche. Farbenblind ist beispielsweise der erfolgreichste Zeichner der Welt, der Franzose Albert Aléandro Uderzo, dem wir die Asterix-Bildergeschichten verdanken.

Wie sich die Beeinträchtigung des Sehsinns auf das Kunstwerk auswirkt, kann man beim französischen Impressionisten Claude Monet (1840–1926) beobachten, der die Angewohnheit hatte, über Jahrzehnte hinweg immer wieder dasselbe Motiv zu malen. Monet litt unter einer zunehmenden Trübung der Augenlinse, dem so genannten grauen Star (Katarakt). Bereits 1912 riet ihm sein Arzt, sich operieren zu lassen. Doch Monet, der sich vor der Operation fürchtete, schob diese um Jahre hinaus. Rottöne erschienen ihm plötzlich schmutzig, Rosa fad, und es fiel ihm schwer, ähnliche Töne zu unterscheiden. Monet empfand seine Malerei als «immer dunkler». Allmählich konnte er nicht mehr bei hellem Licht arbeiten, da der graue Star das Licht zu stark streute. Vor allem gretles Sonnenlicht blendete ihn, so dass er aufhörte, über Mittag zu malen. Immerhin konnte er seine Probleme ein Stück weit kaschieren,

indem er aus der Erinnerung (und anhand der Beschriftung der Tuben) die «richtigen» Farben für seine Motive auswählte und zunehmend zu übergrossen Formaten überging. Seine zwischen 1918 und 1922 entstandenen Gemälde des Seerosenteichs, der japanischen Brücke oder der Blumentore in seinem Garten in Giverny offenbaren allerdings einen dramatischen Formenverlust. Die Farbe Rot spielt im Spätwerk eine immer wichtigere Rolle, dies in einer Weise, die viele zeitgenössischen Betrachter irritierte. Als «gewaltige und verwirrende Studien» bezeichnete der Duc de Trévise die Malereien und sah «das Durcheinander von verwandten Farbtönen als bizarre Zusammenstellungen versponnener Gebilde, die kein anderes Auge zu entwirren vermag».

Schrieb Monet 1922, er könne nichts Schönes mehr schaffen und müsse wohl zu malen aufhören, weil er fast blind sei, so empfand er nach seiner Operation die Farben wieder als leuchtender. Allerdings litt er danach zunächst unter einer Xanthopsie (die Gelbsichtigkeit beider Augen) und später unter einer Cyanopsie (Blausichtigkeit), wobei die Fehlsichtigkeit die expressive Farbigkeit nur zum Teil erklärt – es steckt auch freier künstlerischer Wille dahinter.

Im Extremfall sieht ein Künstler überhaupt nichts (mehr). Während wir blinde Schriftsteller wie Jorge Luis Borges oder Musiker wie Ray Charles und Stevie Wonder kennen, sind keine blinden Maler zu Weltruhm gelangt. Erfreulicherweise gibt es immer mehr Blinde, die mittels Malerei mit ihrer Umwelt kommunizieren. In Hamburg, Wien und anderen Städten ist unter dem Motto «Das Wesentliche ist für das Auge unsichtbar» die Installation «Dialog im Dunkeln» zu sehen, die bereits vier Millionen Besuchern in 17 Ländern eine neue, keineswegs negative Erlebniswelt vermittelte. >



Claude Monet, «Wasserlilien», 1919, Öl auf Leinwand. Zu dieser Zeit weigerte sich Monet noch, den grauen Star operieren zu lassen.



Vincent van Gogh, «Sternennacht», 1889, Öl auf Leinwand. Entfernen sich die Wolken oder kommen sie auf den Betrachter zu?



Francisco José de Goya y Lucientes. Erschiessung der Aufständischen am 3. Mai 1808 in Madrid, Öl, 1814.
Den Krieg Napoleons gegen Spanien verarbeitete Goya auch in den Grafiken «Los Desastres de la Guerra».

Vincent van Gogh (1853–1890) ist wohl das Paradebeispiel eines kranken Künstlers, der unsterbliche Werke zu schaffen wusste. Woran er litt, ist oft erörtert worden. Absolute Gewissheit wird man, so lange nach seinem Tod, nie mehr erhalten, indes hat der österreichische Internist und Künstler Anton Neumayr etliche Fehldiagnosen entlarvt. Einerseits stellt er bei van Gogh eine seit dessen Zwanzigerjahren in Erscheinung getretene hereditäre bipolare Psychose fest mit abwechselnden depressiven und manischen Verstimmungszuständen (Angst-/Glücksspsychose). Andererseits litt der Holländer an einer partiellen Form der so genannten Schläfenlappen-Epilepsie (limbische psychomotorische Epilepsie).

Dies führte bei ihm ab 1888 zu Anfallsleiden, die von einer besonnenen Umdämmerung bis zum vollständigen Verlust des Bewusstseins führten. Gleichzeitig litt er unter Trugwahrnehmungen und Halluzinationen sowie einer Aggressivität, die sich in Wutanfällen, aber auch Akten der Selbstverstümmelung manifestierte (er schnitt sich bekanntlich einen Teil seines Ohrs ab). Hinzu kamen Angstzustände und depressive Verstimmungen sowie schliesslich eine erhöhte Suizidgefährdung. Verwirrend für viele Zeitgenossen war die völlige Klarheit in den oft lange anhaltenden anfallsfreien Intervallen. Die epileptischen Anfälle wurden einerseits durch überhöhten Alkoholkonsum verursacht, insbesondere von Absinth mit dem toxischen Thujon, andererseits durch konkrete Stressfaktoren wie etwa die künstlerische Auseinandersetzung mit Paul Gauguin unmittelbar vor seiner ersten Krise.

Die Auswirkungen auf van Goghs Werk sind schwierig zu eruieren. Zwar vermutete man, eine Digitalis-Vergiftung als Folge der Behandlung seiner epileptischen Anfälle habe zu einer Xanthopsie geführt; aber seine Vorliebe für Gelb ist schon früher feststellbar. Hingegen sind gewisse bildnerische Phänomene seiner Schläfenlappen-Epilepsie zuzuschreiben. Professor Irez von der Universität Istanbul stellt sie etwa bei der «Sternennacht» von Van Gogh fest: «Die spiraligen Arabesken bis zur regelrechten Wirbelwirkung der Wolken, worin die Sterne übergehen und einbezogen mit herumwirbeln, ergreift die ganze Landschaft. Man weiss nicht, ob sich die sternenartigen, kreisförmigen, labyrinthartigen Formen und Wellen

überspringender Wolken entfernen oder näher kommen.» Und auch von van Gogh sind Zeugnisse überliefert, die dies unterstreichen: «Alle Leute, die ich dann sehe, selbst wenn ich sie erkenne, was nicht immer der Fall ist, scheinen von ganz weit her zu kommen und ganz anders zu sein, als sie in Wirklichkeit sind.»

Bleivergiftung als Berufskrankheit

Neumayr hat sich auch eingehend mit Francisco José de Goya y Lucientes (1746–1828) befasst. Von ihm kennen wir nicht nur eindrückliche Porträts und Fresken, sondern auch eigentliche Horrorszenen in neutralen Farbtönen mit zerstümmelten Leichen, abgetrennten Gliedmassen, sadistischen Handlungen verschiedenster Art und Verschmelzungen männlicher und weiblicher Charakteristika. Tatsächlich litt der Spanier vermutlich an einer erblich bedingten schizoiden Psychose, die periodisch zutage trat. Erstmals ausgelöst wurde sie durch eine geheimnisvolle, schwere Erkrankung, die er 1793 erlitt und die bei ihm als bleibenden Schaden eine lebenslängliche Taubheit verursachte. Mutmassste man unter anderem, es könne sich hierbei um Syphilis gehandelt haben, so plädiert Neumayr aufgrund der Krankheitssymptome für eine Bleivergiftung. Goyas geradezu besessene Arbeitsweise bedingte, dass er seine Farben selbst mischte. Gerade das von ihm als Grundfarbe besonders geschätzte Weiss enthielt aber viel Blei, das auf verschiedene Art in seinen Körper gelangte. 1819 und 1824 dürfte Goya neuerlich an einer Bleivergiftung erkrankt sein, das eine Mal führte dies zu einer Herzschwäche, das andere Mal zu einer akuten Blasenlähmung. Bereits 1713 hatte Ramazzini die Bleivergiftung als eine Art Berufskrankheit geschildert, indem er feststellte, «dass fast alle Maler krankheitsanfällig sind, da sie konstant den verschiedenen Farbbestandteilen ausgesetzt sind, mit denen sie hantieren und die sie einatmen».

Adolf Wölfl – Hauptvertreter der Art brut

Wie nahe die Kunst der Avantgarde und jene der Schizophrenen sich mitunter sind, zeigt sich nicht nur am Beispiel von Adolf Wölfl (1864–1930), dem der Psychiater Walter Morgenthaler bereits 1921 das bahnbrechende Buch «Ein Geisteskranker als Künstler» widmete. Wölfl, der wie die Schriftsteller Robert Walser und Friedrich Glauser einen Grossteil seines Lebens in der Psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt Waldau verbrachte, hat Künstler wie Jean Tinguely, Bernhard Luginbühl und Daniel Spoerry inspiriert und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg vom französischen Künstler Jean Dubuffet als einer der wichtigsten Künstler der Art brut gefeiert und über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht. Das Buch «Der letzte Kontinent. Bericht einer Reise zwischen Kunst und Wahn» zeigt nun auf, dass auch andere, namenlose Waldau-Insassen wie Friedrich K. oder Hilde P. bemerkenswerte Werke schufen und wie viel die abendländische Ratio der Kunst des «Letzten Kontinents» zu verdanken hat.

Wie sagte doch Wölfl einmal vor einem halbleeren Blatt sitzend: «Das gibt zu tun! Sie können sich gar nicht vorstellen, wie man dabei seinen Kopf anstrengen muss, um nichts zu vergessen. Man würde sicher verrückt darob, wenn mans nicht schon wäre.» <

Literaturhinweise: Anton Neumayr. *Kunst & Medizin. «Da Vinci, Goya, van Gogh»*, Wien (Pichler Verlag), 1996; Hans Suter. «Paul Klee und seine Krankheit», Bern (Stämpfli), 2006; Michel Beretti, Armin Heusser (Hrsg.). «Der letzte Kontinent», Bericht einer Reise zwischen Kunst und Wahn, Zürich (Limmatt Verlag), 1997.



Foto: Sagel & Kranefeld, zeta, Corbis

«In der einen Hälfte des Lebens opfern wir die Gesundheit, um Geld zu erwerben; in der anderen opfern wir Geld, um die Gesundheit wieder zu erlangen. Und während dieser Zeit gehen Gesundheit und Leben von dannen.» Voltaire

How happy are you?



Der neue Global Investor Focus über das Streben nach Zufriedenheit.
Jetzt erhältlich. Siehe Bestelltalon.



Wissenswert Begriffe aus der Finanzwelt

IWF

Der internationale Währungsfond (IWF) überwacht und stabilisiert das weltweite Finanzsystem. Zahlungen zwischen Ländern sollen reibungslos erfolgen und eine Wirtschaftskrise wie jene von 1929 verhindern. Grundsätzlich kann jedes Land mit einer unabhängigen Außenpolitik dem IWF beitreten, vorausgesetzt, es hält die Charta der Rechte und Pflichten des Fonds ein. Der IWF erfüllt noch eine Reihe weiterer Aufgaben. Er unterstützt seine Mitglieder in fachspezifischen Fragen, bietet ihnen technische Hilfe und gibt mehrere Publikationen heraus. Die zwischenstaatliche Institution verfügt zudem über ein eigenes Bildungsinstitut. Ist ein Mitgliedsland in Zahlungsschwierigkeiten, vergibt der IWF auch mal einen Währungskredit – allerdings nur unter der Bedingung, dass das Land Wirtschaftsreformen zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten durchführt.

Der IWF wurde wie die Weltbank 1944 in Bretton Woods gegründet. Aktuell zählt er 184 Mitglieder, der Hauptsitz befindet sich in Washington D.C. Das Stimmrecht der einzelnen Länder richtet sich nach ihrem Kapitalanteil: Die USA besitzt mit 17,16 Prozent das grösste Stimmengewicht. Geleitet wird der IWF vom Managing Director, welcher immer ein Europäer ist. Seit Mai 2004 hat der Spanier Rodrigo de Rato dieses Amt inne. Die Position des First Deputy Managing Directors hingegen wird in der Regel von einem Amerikaner besetzt. rs

SOX

Als in den USA Bilanzskandale von Unternehmen wie Enron oder Worldcom aufflogen und dadurch das Vertrauen der Anleger in die veröffentlichten Finanzdaten von Unternehmen stark sank, musste das amerikanische Parlament reagieren. Gefragt war ein Gesetz, das Richtigkeit und Aussagekraft von Unternehmenspublizität, Finanzrechnungen und Corporate Governance steigert; innerhalb Kürze wurde der so genannte Sarbanes-Oxley Act geschaffen. Am 25. Juli 2002 verabschiedete der Kongress das Gesetz, mit der Unterschrift von George W. Bush erlangte es am 30. Juli 2002 Rechtskraft. Nach den Worten des amerikanischen Präsidenten war es die «weitreichendste Reform von amerikanischen Geschäftspraktiken» seit den grundlegenden Marktformen in den Dreissigerjahren. Der Sarbanes-Oxley Act (SOX, SOA oder SarbOx) ist nach seinen Urhebern benannt: dem Senator Paul S. Sarbanes und dem Abgeordneten Michael G. Oxley. Es beinhaltet Bestimmungen im Bereich Unternehmensführung, Compliance, Abschlussprüfungen und Berichterstattungspflichten. Kern des SOX ist Section 404, die verlangt, dass Unternehmensprozesse beschrieben und definiert werden und Kontrollverfahren zur Minimierung eines falschen Bilanzausweises festgelegt werden.

Sowohl in den USA als auch in Europa tendieren Banken immer mehr zu einer integrierten Umsetzung des SOX. rs

SWIFT

Der Name verrät es: SWIFT (Society for Worldwide Interbank Financial Telecommunication) ist eine Gesellschaft mit einem internationalen Telekommunikationsnetz für Banken. SWIFT wird umgangssprachlich auch zur Bezeichnung für das Netz selbst gebraucht. Der Hauptsitz befindet sich in Brüssel, rund 7800 Finanzinstitutionen in mehr als 200 Ländern sind am Netz angegeschlossen. Über das computergesteuerte Kommunikationssystem werden aber nur Daten übermittelt, es werden also keine finanziellen Transaktionen vorgenommen. Konkret kann das so aussehen: Eine Bank teilt einer anderen mit, dass für einen Kunden ein Überweisungsauftrag vorliegt, dessen Gegenwert die Bank zum genannten Termin holen und dem Kunden weitergeben soll. Das SWIFT-System ist dreistufig aufgebaut: Auf der ersten Ebene sind die Mitgliedsbanken, auf der nächsten die SWIFT Access Points und auf der dritten die SWIFT Operation Centers in Holland und in den USA.

Die übermittelten Daten sind verschlüsselt. Jeder SWIFT-Teilnehmer hat einen acht- bis elfstelligen alphanumerischen BIC (Bank Identifier Code). Der Code beinhaltet den ISO-Code eines Landes, eine alphanumerische Ortsangabe, den Branch Code zur Bezeichnung der Filialen und vier Stellen, die frei gewählt werden können. Anfang 2005 wurden täglich rund neun Millionen Nachrichten verschickt. Die Laufzeit dieser Nachrichten beträgt in der Regel um 30 Sekunden. rs

Win-a-house**Swiss Venture Club****In eigener Sache****Traumhaus
virtuell bauen**

«Win-a-house.ch hat unsere Erwartungen übertroffen. Nebst den attraktiven Preisen haben die über 120 000 Teilnehmer auch die begleitenden Informationen rund um das Thema Wohneigentum und Hypotheken geschätzt.» Urs Dickenmann, Leiter Private Banking Schweiz, und Hanspeter Kurzmeyer, Leiter Privatkunden Schweiz, freuen sich über den letztjährigen Erfolg. Motiviert durch die «ausgesprochen positive Resonanz» hat die Credit Suisse im April eine Neuauflage gestartet. Wer am Wettbewerb teilnimmt, kann sein Wunschhaus aus drei eigens von Architekten entworfenen Haustypen auswählen und die Detailgestaltung selber modular vornehmen. Eine 3-D-Darstellung hilft zu einer klaren Vorstellung und lässt von Monat zu Monat den Traum vom eigenen Haus virtuell wachsen. Interessierte können jederzeit in den Wettbewerb einsteigen. Es lohnt sich auch für diejenigen, denen das Spielerglück nicht immer hold ist; nebst dem Hauptgewinn im Wert von 1,25 Millionen Franken gibt es bei den monatlichen Gewinnspielen viele attraktive Preise zu gewinnen. rg

Mehr Informationen dazu unter
www.credit-suisse.com/emagazine
> Dossier win-a-house.ch

**Innovative
Schweizer KMU**

Das nationale Netzwerk der Schweizer KMU wächst und wächst. Erst im Herbst 2003 offiziell gegründet, ist die Mitgliederzahl des Swiss Venture Club bereits auf 1300 angestiegen. Neben verschiedenen Dienstleistungen in den Bereichen Weiterbildung, Politik und Finanzierung ist dafür vor allem der Unternehmerpreis verantwortlich. Dem Festakt in Lugano (siehe Bulletin 1.06) folgten diejenigen in Bern und St. Gallen. Präsident Hans-Ulrich Müller durfte in der BEA-Halle nicht weniger als 1750 Gäste begrüssen, und auch in der Olma-Stadt war ein Besucherrekord zu vermelden. Die Fachjury unter der Leitung von Andreas Z'Graggen erkörte die Scott Sports SA aus Givisiez zur Siegerin des Unternehmerpreises Espace Mittelland vor der Blaser Swisslube AG aus Hasle-Rüegsau und der Togewa-Gruppe aus Bern. In der Ostschweiz entschied sich die von Franziska Tschudi präsidierte Jury für die Telsonic AG aus Bronschhofen, knapp vor der Swisstulle AG, Münchwilen, und der Firma Plaston aus Widnau. schi

Mehr über die Preisträger finden Sie unter
www.credit-suisse.com > Credit Suisse > Swiss Venture Club

**Bulletin-Redaktorin
wird prämiert**

Wir gratulieren unserer Redaktorin Ruth Hafens herzlich! Im Rahmen der Verleihung des Medienpreises Davos werden von der Schweizerischen Text Akademie jährlich ausserordentliche Arbeiten prämiert, die im Bereich Corporate Publishing veröffentlicht wurden. Ruth Hafens wurde für ihren Artikel über die Sammlung Merzbacher-Mayer («Alles so schön bunt hier!») im Bulletin 1.06 in der Kategorie Senior Texter mit Silber ausgezeichnet. Die Schweizerische Text Akademie fördert eine «moderne deutsche Wirtschaftssprache» und zeichnet entsprechend Texte aus, «die ein sinnvolles Mass an Fachausdrücken und Anglizismen sowie eine allgemein hohe Verständlichkeit anstreben». os

USA

Begehrtes Mandat für Old Lane Hedge Fund

Die Investmentfirma Old Lane hat der Credit Suisse das Prime-Brokerage-Mandat für ihren neuen Multi-Strategie-Hedge-Fund übertragen. Das Mandat gilt im äusserst kompetitiven Umfeld grosser Hedge Funds als höchst attraktiver Auftrag.

Entscheidend für den Gewinn des Prime-Brokerage-Mandates waren einerseits Qualität und Umfang des Börsen- und Leistungsangebotes, andererseits auch das nahtlose Zusammenspiel der an der Betreuung des Mandates beteiligten Stellen innerhalb der Credit Suisse.

Die Investmentfirma mit dem kuriosen Namen Old Lane – nichts an ihr ist alt – wurde erst kürzlich gegründet, dahinter stehen jedoch in der Finanzwelt relativ bekannte Namen wie Vikram Pandit, Guru Ramakrishnan und John Havens.

Die Lancierung im April 2006 ist mit ihren zwei Milliarden Dollar eine der grössten Hedge-Fund-Transaktionen der letzten Zeit. Der Fund selbst bietet einen Querschnitt von Equity-, Credit-, Fixed-Income- und Commodity-Strategien. Die Credit Suisse übernimmt mit diesem Mandat nicht nur einen vom Finanzhandel begehrten Auftrag, sondern erweitert damit auch signifikant ihr Business im Bereich der Hedge-Fund-Industrie. **ba**

Korea

Jointventure mit Woori Financial Group

Die Credit Suisse ist mit der südkoreanischen Woori Financial Group ein Asset-Management-Jointventure eingegangen.

Woori ist die drittgrösste Finanzgruppe in Südkorea mit dem zweitgrössten Filialennetz; Woori Asset Management (WAM) wiederum ist das viertgrösste Asset-Management-Unternehmen in Südkorea und verwaltet rund 15 Milliarden US-Dollar.

Die Zusammenarbeit mit einer der stärksten und renommiertesten lokalen Institutionen im Land stellt für die Credit Suisse einen Meilenstein in der Entwicklung ihrer Geschäftstätigkeiten in Südkorea dar; gleichzeitig untermauert dies das Vertrauen in Südkoreas Zukunft als eines der führenden Finanzzentren Asiens. Zudem generiert der südkoreanische Markt enorm viel Vermögen, das heute noch in vielen Fällen unzureichend investiert ist. Der Asset-Management-Bereich in Südkorea bietet im asiatischen Raum denn auch herausragende Möglichkeiten.

Die Credit Suisse wird 30 Prozent an Woori Asset Management im Wert von umgerechnet rund 56,6 Millionen US-Dollar kaufen. Das Jointventure soll den Namen Woori Credit Suisse Asset Management Co., Ltd., tragen und sich unter die grössten Jointventures zwischen südkoreanischen Unternehmen und ausländischen Asset-Managern einreihen. **ba**

KLAFS
Die Wellnessspezialisten

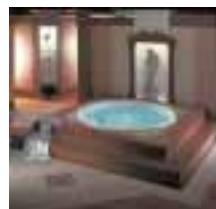
Design, Qualität,
Kompetenz und Service vom
Marktleader.



Sauna/Sanarium



Dampfbad



Whirlpool

Weitere Informationen erhalten Sie in unserem kostenlosen 120seitigen Übersichtskatalog inkl. CD-Rom.

Name _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

Hauptsitz

KLAFS

Klafs Saunabau AG

Oberneuhofstrasse 11, CH-6342 Baar

Telefon 041 760 22 42,

Telefax 041 760 25 35

baar@klafs.ch, www.klafs.ch

Weitere Geschäftsstellen in:
Bern, Brig VS, Chur GR, Clarenz VD, Dietlikon ZH.

Credit Suisse Asia Pacific CEO Paul Calello im Gespräch

«Die Entwicklung in China und Indien ist ohne Vorbild»

Interview: Markus Balogh

Paul Calello, Chief Executive Officer der Credit Suisse Asia Pacific, zu seiner Faszination für Asien und zur Frage, wie es mit der schnelllebigen Region in nächster Zukunft weitergehen wird.

Bulletin: Sie haben mit Unterbrüchen fast zehn Jahre in Asien gearbeitet. Was zieht Sie an der Region so an?

Paul Calello: Zwischen 1987 und 1992 habe ich in Japan gearbeitet, seit 2002 bin ich in Hongkong. In dieser Zeit hat sich die Region stark gewandelt. Was sich nicht verändert hat: Asien fasziniert mit einer grossen Anzahl unterschiedlichster Facetten – kulturell, wirtschaftlich, politisch. Nehmen Sie Japan, zweitgrösste Wirtschaftsmacht der Welt mit einer enorm breiten Palette an hoch entwickelten Finanzprodukten, und stellen Sie es ganz jungen Märkten wie Vietnam gegenüber, wo wir Konsortialführer der Lancierung der 750 Millionen Dollar grossen Erstauflage einer Obligation für die Sozialistische Republik Vietnam waren. Wir stehen hier täglich einem aufregenden Mix an Geschäften gegenüber.

Bleibt Asien das Lieblingskind der Investoren?

Asien bleibt für Investoren eine höchst interessante Region. Hier finden sie etliche der am schnellsten wachsenden Märkte der Welt. Und ihr Potenzial ist längst noch nicht ausgeschöpft. In den ersten vier Monaten dieses Jahres sind bereits etwa 13 Milliarden US-Dollar nach Asien geflossen – mehr als die Hälfte aller Neuinvestitionen in den Emerging Markets.

Wo sehen Sie die grössten ökonomischen und politischen Risiken für Asien?

Ein konstant hohes Zinsniveau und deutlich steigende Ölpreise würden für die langfristige Stabilität eine Herausforderung darstellen. Ausserdem sollte man protektionistische Äusserungen zu Handel und Investments aufmerksam beobachten.

Die chinesische Regierung steht vor grossen Herausforderungen. Neben den erwähnten protektionistischen Tendenzen einiger westlicher Staaten sind da Fragen zur Nachhaltigkeit im eigenen Land oder zum Einkommensgraben in der Bevölkerung ...

Die chinesische Regierung hat sich in den letzten Jahren als sehr umsichtig erwiesen in der Behandlung ihrer anstehenden ökonomischen Probleme. Die Schritte, die das Land von einem zentralwirtschaftlich gelenkten zu einem nun teilweise marktangetriebenen System geführt haben, ist die Regierung überlegt und mit viel Geduld angegangen. Es ist jedoch keine Frage, dass China noch einen weiten Weg vor sich hat, aber ich bin zuversichtlich, dass die chinesische Regierung die Messlatte bei der Umsetzung ihrer Pläne auf hohem Niveau wird halten können.

Einige Beobachter Asiens glauben, dass Indien China in den nächsten

Jahren überholen wird. Wie sehen Sie den Ausgang dieses Rennens?

Keine der Analysen, die ich gelesen habe, kommt diesbezüglich zu einem klaren Schluss. Die beiden Länder sind derart verschieden, dass sie auch unterschiedliche Wege gehen werden.

Sind Sie optimistisch bezüglich Indien?

Indien ist einer der wichtigsten Wachstumsmärkte im asiatisch-pazifischen Raum. Unsere Ökonomen erwarten ein Wachstum von rund 8,5 Prozent in diesem Jahr. Eine Entwicklung, wie sie in China und Indien gerade stattfindet, hat es noch nie gegeben. Wir haben keine Vorbilder, keine Fallstudien. Zwei Länder, mit einer Bevölkerung von jeweils über einer Milliarde Menschen, die sich innerhalb einer relativ kurzen Zeitspanne in die globale Wirtschaft einbinden – diese Entwicklung wird das Gesicht der Erde verändern.

Blicken Sie auf den Rest Asiens auch so optimistisch?

Die Unternehmen haben aus der Krise der späten Neunziger viel gelernt und sind gestärkt aus ihr hervorgegangen. In den guten Unternehmen der Region sind Risikomanagement und Corporate Governance wichtige Punkte in den Agenden der Manager. Ich blicke der Zukunft also tatsächlich sehr zuversichtlich entgegen.

Wo sehen Sie neben China und Indien weiteres Potenzial in Asien?

Ich möchte nicht einzelne Länder oder Märkte herausstreichen. Gute Möglichkeiten für Geschäfte finden sich fast über-



«Asien fasziniert mit einer grossen Anzahl unterschiedlichster Facetten – kulturell, wirtschaftlich, politisch.»

Zur Person

Paul Calello ist Chief Executive Officer der Credit Suisse Asia Pacific und Mitglied des Executive Board der Credit Suisse. 1990 ist er der Credit Suisse Group als Gründungsmitglied der Credit Suisse Financial Products beigetreten. Seit vier Jahren ist er in Hongkong stationiert, zuvor hat er für das Unternehmen in Tokio, London und New York gearbeitet. Paul Calello ist verheiratet und hat drei Söhne und eine Tochter.

all. Für die One-Bank-Strategie der Credit Suisse stellt Südostasien sicher ein interessantes Pflaster dar. Indonesien trägt Beiträchtliches im Bereich Mergers & Acquisitions und Kapitalmärkte bei. Die Credit Suisse ist da gut platziert. In den letzten zwei Jahren wurden wir von international renommierten Fachzeitschriften auf den ersten Rang als Berater für Mergers & Acquisitions gesetzt und wir haben drei der wichtigsten M&A-Transaktionen in Indonesien begleitet. In Südkorea haben wir in den letzten Jahren eine starke Position im Wertschriften- und im Firmengeschäft aufgebaut. Im April sind wir dort außerdem ein Joint Venture mit der Woori Financial Group eingegangen, dem drittgrössten Finanzinstitut des Landes. Wir werden zu den besten Asset Managers in Südkorea zählen. Außerdem tauchen gerade neue spannende Märkte auf.

Welche Märkte sind das?

Vietnam, zum Beispiel, wo in den nächsten zwei bis vier Jahren Privatisierungen von Staatsbetrieben im Rahmen von fünf bis sechs Milliarden US-Dollar anstehen.

Ist das voll entwickelte Japan für Investoren ebenso interessant wie ein Emerging Market?

Ende der Achtzigerjahre habe ich fünf Jahre in Japan verbracht. Und seit ich CEO in Asien bin, reise ich jeden Monat geschäftlich dorthin. Ich habe grossen Respekt vor dem Land. Sowohl in Bezug auf die Kultur wie auch auf die wirtschaftliche Leistung. Japan hat lange gebraucht, notwendige Reformen im Wirtschaftssystem einzuleiten, befindet sich jetzt aber auf sehr gutem Weg. Ich bin so zuversichtlich wie schon lange nicht mehr: Der Turnaround hat Bestand.

Wenn Sie einen Sohn von 20 Jahren hätten, würden Sie ihm also raten, hier seine Karriere anzufangen?

(Lacht) Ich habe nicht einen, sondern drei Söhne, dazu noch eine Tochter. Die sind zwar alle noch nicht 20 Jahre alt, aber sie gehen an die Chinese International School und erhalten alle je nach Alter mehr oder minder intensiv Chinesischunterricht. Das beantwortet die Fragen, oder? <

Die Credit Suisse feiert ihr 150-jähriges Bestehen dezentral

A tradition to innovate – weltweite Jubiläumsfeiern

Text: Andreas Schiendorfer

Die 1856 in Zürich als Schweizerische Kreditanstalt gegründete Credit Suisse hat sich im Lauf ihrer Geschichte zu einer weltweit tätigen, integrierten Bank weiterentwickelt. Ihr Erfolg gründet auf einer ausgeprägten Kundenorientierung und der Fähigkeit, frühzeitig die richtigen Weichen zu stellen und zeitgemäss Produkte anzubieten: auf der Tradition, innovativ zu sein.

Das Jubiläumsjahr trägt all diesen Aspekten Rechnung: Es wird dezentral und zusammen mit Kunden durchgeführt. Der Aufpunkt wurde bereits im Januar in St. Gallen gemacht (siehe Bulletin 1/2006), mittlerweile haben auch in Genf und Zürich sowie in Dubai, Luxemburg und Frankfurt Jubiläumsanlässe stattgefunden. Dass die Mitarbeitenden nicht vergessen werden, versteht sich von selbst, und auch die breite Öffentlichkeit profitiert in verschiedener Weise, beispielsweise von der umfassenden Biografie des Firmengründers Alfred Escher, die bereits in zweiter Auflage aufliegt. Auch die zusammen mit Christo und Jeanne-Claude realisierte, weltweit erste Dokumentationsausstellung von «The Gates» stieß auf grosses Interesse. Im Rahmen des Jubiläumsjahres wird zudem der Swiss Venture Club, das erfolgreiche Netzwerk der Schweizer Unternehmen, besonders unterstützt (siehe dazu Seite 26). <

Umfassende Informationen über die bereits durchgeführten und noch anstehenden Jubiläumsaktivitäten finden sich auf der Jubiläumsseite www.credit-suisse.com/150.



1 Beim Galaabend in Zürich war Bundespräsident Moritz Leuenberger zu Gast, in Genf durfte Verwaltungsratspräsident Walter B. Kielholz die Schweizer Aussenministerin Micheline Calmy-Rey begrüssen (im Bild mit Rémy Bersier, Leiter Credit Suisse Region Genf). **2** Blick in eine andere Architekturwelt: Jubiläumsfeier in Dubai. **3** Unabhängig von Ort und Zeit sollen die Jubiläumsveranstaltungen vor allem Begegnungen ermöglichen. **4** Christo und Jeanne-Claude faszinieren mit ihren farbenprächtigen Projekten, aber auch mit ihren persönlichen Auftritten. Ihre Retrospektive im Museo d'Arte in Lugano läuft noch bis zum 18. Juni.

Credit Suisse Asia Pacific Investorenkonferenz

Neue Perspektiven für Asien

Text: Marcus Balogh

Mit hochkarätiger Besetzung hat die Credit Suisse in Hongkong ihre Asian Investment Conference durchgeführt. Unter dem Motto «Thinking New Perspectives on Asia» sorgte die Veranstaltung für überraschende Ausblicke auf die asiatische Politik und Wirtschaft.

Zwischen dem 28. und 31. März 2006 fand in Hongkong die neunte Asian Investment Conference der Credit Suisse statt. Rund 1200 der weltweit grössten institutionellen Investoren und mehr als 250 Unternehmen nahmen an der Veranstaltung teil. Was nach viel tönt, ist in Wirklichkeit bereits eine Auswahl der wichtigsten Interessenvertreter. Paul Calello, CEO Credit Suisse Asia Pacific, dazu: «Bei der Selektion hat uns die Frage der Qualität und nicht die der Quantität angetrieben.»

Ohne Zweifel hätte sich die Konferenz auch in einem weitaus grösseren Rahmen austragen lassen. Das Interesse der Investoren an Asien ist enorm. Die Wachstumsraten in der Region setzen Massstäbe, ein Ende der Entwicklung ist nicht absehbar.

Neben vielen kleinen, eher eng fokussierten Seminaren stellte die Credit Suisse ein hochkarätigtes Begleitprogramm auf die Beine. Als Redner für einzelne, im grösseren Rahmen stattfindende Programmpunkte und als Leiter von Paneldiskussionen traten international renommierte Wirtschafts- und Politgrössen an die Rednerpulte. Unter ihnen Nicholas Lardy, Senior Fellow am Institute for International Economics in Washington, Zhu Zhigang, stellvertretender Finanzminister der Volksrepublik China, Le Thi Bang

Tham, stellvertretende Finanzministerin der Sozialistischen Republik Vietnam, sowie der ehemalige US-Botschafter und ausgewiesene Asienexperte Stapleton Roy.

Offenes Vietnam und China

Die Konferenz bot Überraschendes: Mit unerwarteter Offenheit sprach Le Thi Bang Tham über die Liberalisierungspläne der vietnamesischen Regierung, die sich auf die Privatisierung staatlicher Betriebe und auf die Erweiterung einer investmentfreundlichen Politik einlassen will.

Der chinesische Finanz-Vize Zhu Zhigang wiederum erklärte, dass China in seinem elften Fünfjahresplan ein besonderes Augenmerk auf eine bessere – sprich: nachhaltigere – Nutzung seiner Ressourcen und seiner Umwelt richte.

Reichlich Gesprächsstoff boten auch die Reden von Stapleton Roy und Clyde Prestowitz. Vor dem Hintergrund seiner 45 Jahre im US State Department blickte Roy nüchtern auf die amerikanisch-chinesischen Beziehungen. Drei Punkte, die laut Roy in der nächsten Zeit dringend angegangen werden müssen, strich der fliessend chinesisch sprechende Ex-Botschafter dabei besonders heraus: die US-chinesische Handelsbilanz und der US-Dollar-Renminbi-

Wechselkurs, die weit verbreitete Einstufung von China als politische und ökonomische Gefahr und schliesslich die Spannungen zwischen China und Japan.

Clyde Prestowitz widmete einen grossen Teil seiner Rede den wirtschaftlichen Aussichten Indiens. Der ehemalige Berater der Reagan-Regierung gilt als scharfsichtiger Ökonom mit untrüglicher Nase für anstehende Trends. Sein Fazit nach zahlreichen Reisen durch ganz Indien: Etliche Probleme harren der Lösung, aber das Potenzial des Landes ist atemberaubend. «Teile Indiens befinden sich unter Umgehung der Gegenwart auf einer Reise aus kolonialer Vergangenheit direkt in die Zukunft. Und es ist eine Zukunft, wie sie uns in der Science-Fiction-Serie von Raumschiff Enterprise begegnet.»

Wie in den Vorjahren war die Asian Investment Conference ein grosser Erfolg. Die Seminare waren ausgebucht, die Redner pointiert und zwischen Investoren und Unternehmen kam es zu fruchtbaren Dialogen. Paul Calello: «An der Konferenz sollten in einem inspirierenden Umfeld die besten Investoren mit den besten Unternehmen Asiens zusammengebracht werden. Ich denke, wir haben unser Ziel erreicht.» <

Mehr zum asiatisch-pazifischen Wirtschaftsraum findet sich im Asien-Dossier des emagazines der Credit Suisse: www.credit-suisse.com/emagazine

Fussball Nachwuchsförderung ist die Basis des Erfolgs

Der Fussballnachwuchs von heute stellt den Weltmeister von 2010

Text: Andreas Schiendorfer

Denkt man im Spitzenfussball an Nachwuchsförderung, denkt man sofort an Ajax Amsterdam und an den FC São Paulo. Aber auch der Schweizerische Fussballverband hat, mit Unterstützung der Credit Suisse, in den letzten zehn Jahren grosse Anstrengungen unternommen und gilt mittlerweile anderen Nationalverbänden als Vorbild.

Der Weltfussballer der Jahre 1998, 2000 und 2001, Zinedine Zidane, wird Zizou, weisse Katze, gerufen. Als 14-Jähriger wurde der Sohn einer aus Algerien nach Frankreich eingewanderten Berberfamilie von der AS Cannes ins Fussballinternat geholt – diese Internate sind seit Jahren das Erfolgsrezept der französischen Nachwuchsförderung. Zizou spielte bereits mit 16 Jahren in der obersten französischen Spielklasse, debütierte allerdings «erst» mit gut 22 Jahren in der Nationalmannschaft. Die Schweizer hoffen, dass er zwölf Jahre später nicht mehr die gleiche raubkatzenhafte Unwiderstehlichkeit auf den Rasen legen wird...

Auf dem Weg zum Fussballgott

Der Name Zizou oder genauer Cizhou führt uns nach China, in den Süden der Provinz Hebei, wo zur Zeit der Jin-Dynastie die berühmte Cizhou-Keramik hergestellt wurde, so auch eine oktagonale Kopfstütze, auf der ein Nachwuchsfussballer beim Training abgebildet ist. Das Kopfkissen aus dem 12./13. Jahrhundert sollte vielleicht helfen, den Traum von der grossen Fussballkarriere zu erfüllen, den Traum vom Fussball-Gott – Gao Qiu – etwa, wie er im 1330 entstandenen Roman «Die Räuber vom Liangshan-

Moor» geschildert wird. In der wissenschaftlichen Studie «Laozi flankt, Konfuzius dribbelt» über die Anfänge des Fussballs in China weist Helmut Brinker darauf hin, dass junge Fussballer schon während der Tang-Dynastie, im 7. und 8. Jahrhundert also, auf den Baizitu, den «Bildern von hundert Kindern», dargestellt wurden.

Von einer Nachwuchsförderung im modernen Sinn kann dabei allerdings nicht die Rede sein. Für viele begann diese erst mit der Ajax-Schule in Amsterdam. Seit Johan Cruyff 1973 zum FC Barcelona wechselte, hat Ajax Toptalente geradezu am Fliessband produziert. Weit über 100 Spitzenfussballer haben seither den Weg aus der niederländischen Eredivisie in die Top-ligen Europas gefunden. Ihre Namen lesen sich wie ein wunderbares Fussballgedicht vom Totaal Voetbal, der von Rinus Michels erfunden wurde und bei dem es keine klare Aufgabenteilung zwischen Defensiv- und Offensivfussballern mehr gibt. Jeder beherrscht alles, jeder macht (fast) alles. Marco van Basten, Johan Neeskens, Edgar Davids, Frank und Ronald de Boer, Jari Litmanen, Gerrie Mühren, Finidi George, Sören Lerby, Jan Wouters, Clarence Seedorf, Michael Reiziger, Patrick Kluivert, Wim Jonk, Nwanko

Kanu, Johnny Rep, Frank Arnesen, Zlatan Ibrahimovic, Dani sowie Nigel de Jong und Rafael van der Vaart.

Der entscheidende Tipp heisst TIPS

Das Erfolgsrezept wird in der Formel TIPS zusammengefasst: Technik, Spielverständnis/Intelligenz (holländisch «inzicht»), Persönlichkeit und Schnelligkeit.

Die Amsterdamer führten ein engmaschiges Scoutingsystem ein, durch das kein sieben- bis zwölfjähriges Talent der Region fallen kann. In die Ajax-Schule wird man jedoch erst nach einem sechswöchigen Probetraining aufgenommen, und man muss sie sofort wieder verlassen, wenn man die TIPS-Kriterien nicht erfüllt. Als Jugendtrainer können meist frühere Spitzenspieler gewonnen werden. So zählten die ehemaligen Bundesligaprofis Bryan Roy und Sonny Silooy sowie die Europameister von 1988, John van't Schip, Marco van Basten und Arnold Mühren, zum Trainerstab der von Danny Blind geleiteten Ajax-Schule. Nachdem Blind im März 2005 zum Trainer der ersten Mannschaft aufgestiegen ist, untersteht der Nachwuchstrainerstab jetzt John van de Brom. Er kann neben Roy und Mühren auch auf Frank de Boer zählen.

Die knapp 200 Spieler der Ajax-Schule werden auf allen Stufen konsequent mit dem gleichen Spielsystem ausgebildet, was den Einbau in die jeweils nächsthöhere Mannschaft erleichtert. «Unser Haussystem bleibt 4-3-3», erklärt Danny Blind. «So lernt jeder am besten, wie die Laufwege



Johan Vonlanthen, geboren am 1. Februar 1986 in Santa Marta, Kolumbien, schrieb an der EURO 2004 mit seinem Tor gegen Frankreich Geschichte: Er ist der jüngste EM-Torschütze. Gegen Brasilien reichte es aber an der U20-WM 2005 nicht zum Erfolg.

Mit Brasilien eine Rechnung offen

Was dürfen wir uns von der A-Nationalmannschaft in Deutschland erhoffen? In der Gruppe mit Frankreich, Südkorea und Togo ist ein Weiterkommen nicht unmöglich. Der Traum wäre ein Spiel gegen Brasilien. Die Seleção ist, wie man spätestens im Zusammenhang mit dem Trainingslager in Weggis realisierte, in der Schweiz aufgrund ihres attraktiven Spiels überaus beliebt. Gehen wir davon aus, dass Brasilien Gruppensieger wird, so kann die Schweiz als Gruppenzweiter hinter Frankreich im Viertelfinal auf Brasilien treffen; wird die Schweiz ebenfalls Gruppensieger, kommt es erst im Final zum «Derby». Und wie sagte doch Tranquillo Barnetta jüngst im emagazine-Live-Chat: «Nach der 0:1-Niederlage an der U20-WM in Holland haben wir mit Brasilien noch eine Rechnung offen!» Unmöglich? Die Bilanz jedenfalls ist praktisch ausgeglichen (1 Sieg/3 Remis/2 Niederlagen). An der Weltmeisterschaft 1950 reichte es in São Paulo zu einem 2:2 (zweifacher Torschütze Jacky Fatton), und beim letzten Aufeinandertreffen am 21. Juni 1989 in Basel siegte die Schweiz mit 1:0, Torschütze Kubilai Türkyilmaz. Joga bonito, Suíça!

sind, wie man den Gegner austrickst und welche Pässe man schlägt.» Ajax fördert den Angriffsfußball, baut auf technischen Fertigkeiten auf, strebt bei allen Spielern und auf allen Spielpositionen Kreativität an und setzt eine eigene Clubkultur durch. Das A und O von Ajax ist auf dem Spielfeld rechtzeitiges Antizipieren und schnelles Orientieren. Der Erfolg gab Ajax lange uneingeschränkt Recht. Insgesamt 29 Meistertitel und 15 Cupsiege holte man sich auf nationaler Ebene, international gewannen die Holländer viermal die Champions League, vormals Cup der Meister; im Cup der Cupsieger und im UEFA-Cup schwangen sie je einmal obenaus.

Dass es seit rund zehn Jahren nie mehr zum ganz grossen Erfolg gereicht hat, hat zwei Gründe: Zum einen führte das so genannte Bosman-Urteil von 1995 dazu, dass die Talente den Verein schon in jungen Jahren verlassen, während sie vorher noch einige Saisons im Fanionteam mitgespielt haben. Zum anderen ist der Fußball noch athletischer geworden – neben den schnellen, nicht besonders grossen Technikern braucht es mehr und mehr auch robuste «Kleiderschränke», an denen es buchstäblich kein Vorbeikommen gibt. Darauf legt Amsterdam nach Meinung von Fachleuten nach wie vor zu wenig Wert.

Auch Piet Hamberg, Ausbildungschef des Grasshopper-Clubs Zürich, war während Jahren bei Ajax tätig. Deshalb erstaunt es nicht, dass im GC-Campus in Niederasli der Grundsatz vorherrscht: Zuerst den Ball beherrschen, dann den Gegner dominieren und erst zuletzt die spieltaktischen und athletischen Elemente verbessern.

Im Übrigen gibt es in Holland natürlich nicht nur Ajax Amsterdam. Die Eredivisie ist laut Spielerberater Angelo Semeraro für einen jungen Schweizer die ideale erste Auslandsetappe: «Nur dort werden junge Spieler in der obersten Spielklasse wirklich noch weiter ausgebildet.» Während bei Johann Vogel, dem Captain der Nationalmannschaft und Spieler der AC Milan, die Rechnung beim PSV Eindhoven uneingeschränkt aufgegangen ist, erfährt gegen ->

wärtig Johan Vonlanthen, eines der grössten Schweizer Talente, dass es auch in Holland nicht einfach ist, sich durchzusetzen. Er muss sich momentan bei NAC Breda durchbeißen und gegen den Abstieg aus der Eredivisie kämpfen.

Weltweit grösster Fussballer-Exporteur

Will man eine mit Ajax vergleichbare Namenskette bilden, so gibt es weltweit nur eine Alternative. Diese klingt ebenso magisch und steht für Futebol bonito, für den schönen Fussball: Kaká, Cafu, Júlio Baptista, Edmilson, Edu, Fabio Aurélio, Denilson, Caio, Bordon, Kléber, Luis Fabiano – die Zuhörer der von Marcel Schmid organisierten International Football Arena auf dem Sonnenberg in Zürich kamen aus dem Stauen nicht heraus, als Präsident Marcelo P. Gouvêa aufzählte, welche der vom FC São Paulo ausgebildeten Spieler in den letzten elf Jahren den Weg in die europäischen Spitzenvereine gefunden haben. Und Gouvêa verzichtete zunächst auf die Erwähnung von Rai, Serginho, Belleti, Juninho und Leonardo, die zwar einige Zeit bei São Paulo gespielt haben, dort aber nur einen Teil ihrer Ausbildung erfuhren.

Man kann es auch anders formulieren: «São Paulo is the greatest world exporter of soccer players», wie eine englische Fachzeitung kürzlich feststellte. «Wir investieren jährlich zwei Millionen Dollar in die Nachwuchsausbildung und nehmen durchschnittlich neun Millionen Dollar an Transfersummen ein», führte der Präsident mit sichtlichem Stolz aus. Er ist mit dem finanziellen Erfolg hoch zufrieden, auch wenn die Spieler in der Regel bei ihrem nächsten Wechsel innerhalb Europas jeder für sich allein die genannten neun Millionen kostet.

Wie Ajax Amsterdam zollte aber auch São Paulo dem frühen Verkauf seiner besten Spieler – Robinho und Cicinho an Real Madrid sind die jüngsten Beispiele – Tribut, indem er während Jahren nicht mehr mit der Spitze des südamerikanischen Fussballs mithalten konnte. 2005 allerdings gewann São Paulo zum dritten Mal die amerikanische Champions League, also die Copa



Johan Djourou, geboren am 18. Januar 1987 in Abidjan, Elfenbeinküste, besuchte das SFV-Ausbildungszentrum in Payerne. Unterdessen spielt er, mit Philippe Senderos, im Fanionteam von Arsenal London und hat auch in der A-Nationalmannschaft debütiert.

Libertadores, und in Tokio mit dem Sieg gegen Liverpool auch zum dritten Mal den Weltcup beziehungsweise die Klub-Weltmeisterschaft. Offensichtlich haben nun Gouvêa und seine Trainer, allen voran Paolo Autuori, die richtige Mischung gefunden.

In São Paulo leben die jungen Spieler im Laudo Natel Athlete Formation Center (AFC), wo sie von einem professionellen Betreuerstab ausgebildet werden. Die U20-Spieler werden ins Training Center Frederico A. G. Menzen (Barra Funda; TC) aufgenommen.

Die Unterschiede der Ausbildungsstätten fasst Gouvêa wie folgt zusammen:

TC
competition
individuality
tactics
professionalism
high exposure
less convivial
medium discipline
comfort

AFC
development group
fundamentals
amateurism
low exposure
more convivial
high discipline
soberness
Bei den jüngeren Spielern wird also ein Schwerpunkt gelegt auf das Entwickeln von Grundlagentechnik und Gemeinschaftsgefühl, dies möglichst ohne äusseren Erfolgsdruck, aber auch ohne finanzielle Entschädigung und Komfort.

Die Auswahl an potenziellen Jugendlichen für das Fussballinternat ist im Fussballland Brasilien natürlich noch grösser als in Holland, zumal der geliebte Sport für den Grossteil der Bevölkerung die einzige Möglichkeit ist, gesellschaftlich aufzusteigen oder wenigstens ein Leben ausserhalb der Armut zu verbringen. Die Selektion beim FC São Paulo ist so streng, dass, wie es heisst, selbst Pelé dort durchgefallen sei. Kein Wunder, wird Pelé in Brasilien oft nur als zweitbeste Fussballer aller Zeiten hinter Garrincha angesehen...

Trotz dieser knallharten Auslese ist es aber gerade die Lust am Fussball, die Freude am schönen Fussball, was die Brasilianer auszeichnet. Auch hier kommen taktische und athletische Ausbildung im Vergleich zu den meisten europäischen Ländern später zum Zuge. Den Spielern, die auf der Strasse, in Hinterhöfen, am Strand oder in Futsal-Hallen ihrer Leidenschaft nachgehen, sollen möglichst wenig Fesseln angelegt werden. Kreative Technik wird gross geschrieben und durch Spiele «4 gegen 4» oder «5 gegen 5» auf engstem Raum beziehungsweise «11 gegen 11» auf einem halben Spielfeld aktiv gefördert.

Da die neue Generation brasilianischer Spitzfussballer, die nun fast ausnahmslos im Ausland spielt, sich auch die diszipliniertere Spielkultur Europas ein Stück weit verinnerlicht hat, steht die Seleção von Carlos Alberto Parreira seit Jahren in der FIFA-Weltrangliste zuoberst und gilt auch in Deutschland als «équipe à battre». Man kann sich auf ihren Fussball nur freuen.

Die Jahrgänge 1987 bis 1989 drängen

Für ein «Namensgedicht» gibt es in der Schweiz zwei Varianten: die jungen Spieler im Ausland, die nun in aller Munde sind, wie Senderos, Barnetta, Vonlanthen und Co., und jene der nächsten Generation mit Talenten wie Alic, Keller, Leutwyler, Morganella, Gündüz, Halimi, Rakitic und Sommer.

Diese acht Basler Nachwuchsspieler der Jahrgänge 1987 bis 1989 sind der breiten Öffentlichkeit wohl noch wenig bekannt. Man sollte sich die Namen jedoch vormerken: Sie

alle gehören zu den 20 Talenten, die im März 2006 vom Schweizerischen Fussballverband neu ins Projekt «Footuro 2008» aufgenommen wurden. Einzig der FC Zürich stellt mit Abdi und Gashi ebenfalls mehr als einen Spieler. Jonas Elmer (Chelsea London), Angelo Dorsa (AS Brescia Calcio), Davide Redzepi (FC Modena) und Jonathan Rossini (US Sampdoria Genova) spielen bereits im Ausland. «Die interessantesten Schweizer Nachwuchsspieler sollen gezielt, langfristig und individuell auf die EURO 08, die WM 10 und die EM 12 vorbereitet werden», betont der SFV auf seiner Homepage. Auch die übrigen Hoffnungsträger seien hier aufgeführt: Arona (Lausanne), Ciarrocchi (Winterthur), Mutombo (Servette), Galli (Münsingen), Haas (GC) und Tavares (Sion).

Auszeichnungen für Frei und Bruggmann

Die Nachwuchsförderung in der Schweiz trägt verschiedene Namen. So wurde im April dieses Jahres auf Schloss Lenzburg Bernhard Bruggmann, seit langem ein anerkannter Förderer des Kinderfussballs, von der Sporthilfe als einer der Nachwuchstrainer des Jahres ausgezeichnet – eine Ehre, die im Vorjahr Markus Frei, Trainer der U17-Europameister, zuteil geworden war. Die Fäden in der Hand hält indes Hansruedi Hasler, seit 1995 Technischer Direktor des Fussballverbands, dessen Konzept der Talenterfassung und der Talentförderung seit zehn Jahren mit der Unterstützung der Credit Suisse umgesetzt wird. Dies gelang in erster Linie dank der Professionalisierung der Trainerausbildung und der Einsetzung von vollamtlichen Trainern für die Nachwuchsauswahlen, die sich dem 4-4-2 verschrieben haben. Auch Jakob Kuhn, seit 2001 Trainer der A-Nationalmannschaft, diente sich zuvor als Nachwuchstrainer nach oben und lernte dabei die meisten seiner heutigen Spieler von jung auf intensiv kennen.

Aber auch Eingriffe in den Spielmodus erhöhen die Qualität: Es wurden die U-Kategorien geschaffen, bei denen die Vereine strenge Kriterien erfüllen müssen, dafür

aber nicht absteigen können. Auf die Saison 2000/01 hin wurden die ältesten Junioren in die Aktivmeisterschaft integriert: Die Teams von Basel, GC, Luzern, St. Gallen, Young Boys und Zürich spielen seither als U21 in der 1. Liga mit, nicht selten mit noch jüngeren Spielern. GC beispielsweise begann Mitte März die Partie gegen Cham mit neun Spielern des Jahrgangs 1987.

Nun geht der Verband einen Schritt weiter und schafft die U19-Meisterschaft ab, damit die LeistungsPyramide noch steiler wird. Künftig wird beispielsweise ein Team Aargau, bestückt mit Spielern von Aarau, Baden und Wohlen, an der U18-Meisterschaft teilnehmen.

Darüber hinaus wurde 2000 vom damaligen Bundesrat Adolf Ogi die Berufssportlerlehre eingeführt, deren erste Absolventen, etwa Diego Würmli oder Michael Dietelm, man letzten Sommer zum erfolgreichen Abschluss beglückwünschen konnte.

Der Verband selbst konzentriert sich auf die Führung von Ausbildungszentren auf der Stufe Préformation (Sekundarschule), so in Payerne (seit 2000), Emmen und Tenero (seit 2005), sowie für Mädchen in Huttwil (2004). Hier leben die Talente in Gastfamilien, trainieren mindestens einmal pro Tag gemeinsam, gehen in die reguläre Schule und spielen am Wochenende in ihren Stammklubs. Mit Johan Djourou (Arsenal) absolvierte eine der grössten Nachwuchshoffnungen diese Ausbildung.

Wohin aber geht die Schweizer Fussballreise mit der neuen, erfolgversprechenden Ausbildung? Der SFV, derzeit als 17. Team Europas in der FIFA-Weltrangliste auf dem 35. Platz, hat sich ein ehrgeiziges Ziel gesetzt: den Europameistertitel 2008. Und wir fragen uns: «Warum nicht? Joga bonito, Suíça!» <

Mehr über die Nachwuchsförderung in Brasilien, Holland und in der Schweiz findet sich unter www.credit-suisse.com/fussball.

Sportsponsoring Gründung der Young Kickers Foundation

Das Giant Fan Picture führt die Nationalmannschaft zum Erfolg

Text: Andreas Schiendorfer

Die Credit Suisse ist auch im WM-Sommer immer am Ball – und setzt die Fans ins Bild. Das Giant Fan Picture mit rund 50 000 Fanbildern bringt der Nationalmannschaft das entscheidende Plus. Ganz sicher!

Wie viele Tage geht es eigentlich noch bis zum ersten Spiel unserer Nationalmannschaft an der WM? Es sind, zum Glück, immer weniger. Wer es ganz genau wissen will, kann die Countdown-Uhr auf der neu gestalteten Fussballseite der Credit Suisse (www.credit-suisse.com/fussball) zu Rate ziehen – und findet dort nebst Wettbewerben auch viele nützliche Informationen und Bilder. Zum Beispiel von der grossen Unterstützungsaktion der Schweizer Fans für die Nationalmannschaft, dem «Giant Fan Picture», das zusammengesetzt wird aus Porträts, die die Fans per E-Mail oder MMS eingeschickt haben. «Minimaler Aufwand, maximale Wirkung», meint dazu Adrian Schüpbach, Leiter Sponsoring der Credit Suisse. «Für uns soll Fussball vor allem positive Emotionen wecken. Und gibt es etwas Stimmungsvollereres, als wenn rund 50 000 Fans die Schweizer Nati verabschieden, sobald diese sich auf den Weg nach Deutschland begibt? Die Giant-Fan-Picture-Aktion, die kurz vor dem Abschluss steht, ist aus unserer Sicht ein voller Erfolg.»

Am 8. Juni auf dem Flughafen

Tatsächlich wird das Giant Fan Picture auf dem Flughafen aufgestellt. Und es wird seine Wirkung nicht verfehlten. Die Schweizer

Fussballer werden am 13. Juni in Stuttgart gegen Frankreich, am 19. Juni in Dortmund gegen Togo und am 23. Juni in Hannover gegen Südkorea mit Leidenschaft sowie mit grossem technischem und taktischem Können aufspielen, damit mindestens der Achtelfinal erreicht werden kann.

Am Mittwoch, 14. Juni – also mitten während der WM – findet in Bern das Finalturnier des traditionellen Credit Suisse Cup statt, an dem Jahr für Jahr 150 000 Schüler teilnehmen. Wer weiss, was später aus diesen jungen Talenten wird. Früher spielten jedenfalls auch Alain Sutter, Remo Meyer, Ricardo Cabanas und Alex Frei mit. Und bei der allerersten Durchführung zählte ein gewisser Roberto Di Matteo aus Schaffhausen, nachmals Star bei Lazio Rom und Chelsea, gar zu den Siegern.

Zu diesem Zeitpunkt sind die «Mini Champs» bereits erkoren. Zwischen dem 20. Mai und dem 11. Juni wurden beziehungsweise werden in den Regionen Basel, Bern, Zürich und Genf jeweils zwei Turniere für Buben und Mädchen der Jahrgänge 1997/98 und 1999/2000 durchgeführt. Länderteams mit fünf Spielern und drei Ersatzleuten suchen dabei ihren Champion. «Hier geht es wirklich um Spass, um die Freude am Fussball», betont Sandra



Auf der Fussballseite – www.credit-suisse.com/fussball – findet man alle wichtigen Informationen über den Schweizer Fussball.

Caviezel, Leiterin Sportsponsoring. «Trotzdem sind die Kids mit grossem Einsatz dabei und erzielen hoffentlich viele Tore.»

Young Kickers Foundation

Hat die Credit Suisse bis jetzt vor allem die Elite des Schweizer Fussballs gefördert, so will sie nun als Ergänzung dazu den Breitenfussball unterstützen. Deshalb ist die Young Kickers Foundation im Rahmen der rechtlich selbstständigen, gemeinnützigen Stiftung Symphaxis eingerichtet worden. Dazu Sandra Caviezel: «Unsere «Initiative Breitenfussball» bezweckt die Förderung des nichtprofessionellen Fussballs in der Schweiz und leistet damit einen gesellschaftlichen wie sportpolitischen Beitrag.» Das Stiftungskapital wird durch Einlagen und Spenden der Credit Suisse geäufnet; es sind aber auch Zuwendungen Dritter willkommen. Neben einer Starteinlage überweist die Credit Suisse pro Tor, das an den Credit Suisse Mini Champs erzielt wird, 20 Franken sowie pro Giant-Fan-Picture-Aufnahme einen Franken in die Young Kickers Foundation.

Das Projekt wird vom Schweizerischen Fussballverband mitgetragen, weshalb dieser im Ausschuss der Young Kickers Foundation ebenfalls vertreten ist. <

Sportsponsoring Nachwuchsförderung seit 25 Jahren

Einst war auch Fabian Cancellara ein Nachwuchssportler

Text: Andreas Schiendorfer

Die Degenfechterin Sophie Lamon und der Skifahrer Beat Feuz sind die Nachwuchssportler des Jahres 2005. Der Prix Credit Suisse für spezielle Verdienste in der Nachwuchsförderung geht an den Schweizerischen Turnverband. Der Ostschweizer Snowboardverband erhält einen Spezialpreis.

Nachwuchssportler zu unterstützen, ist für den Sponsor auf den ersten Blick wenig attraktiv. Trotz ausgezeichneter Leistungen sind die jungen Talente in der breiten Öffentlichkeit noch weitgehend unbekannt. Sophie Lamon, die bereits als 15-Jährige an den Olympischen Spielen 2000 in Sydney mit der Degenmannschaft die Silbermedaille gewann, bildet da eher die Ausnahme.

Bruno Barth, Direktor Sporthilfe, erachtete es deshalb an der diesjährigen Sportlerehrung auf Schloss Lenzburg keineswegs als selbstverständlich, dass sich die Credit Suisse seit der Einführung der Sporthilfe-Nachwuchspreise 1981 in diesem Bereich engagiert. Umgekehrt weiss aber gerade die Credit Suisse, die bei ihrem Sponsoring auf langjährige Partnerschaften setzt, wie wichtig die Nachwuchsförderung von heute für die sportlichen Spitzenleistungen von morgen ist.

Sandra Caviezel, Leiterin Sportsponsoring, steht aus Überzeugung hinter diesem Engagement: «Die Credit Suisse hat bereits vor Jahren die Nachwuchsförderung als einen der Schwerpunkte ihrer Sponsoringphilosophie definiert. Dies betrifft den Golfverband genauso wie den Hochschulsportverband oder das Schweizerische Sport-Gymnasium in Davos.»

Dass die Mischrechnung für alle Beteiligten aufgeht, beweisen die Fussballer. Da die Credit Suisse seit 1993 den Nachwuchs mit 50 Prozent des Sponsoringbeitrags an den Schweizerischen Fussballverband fördert, kann sie sich heute über eine junge, viel versprechende Nationalmannschaft freuen. Es erstaunt denn auch nicht, dass nicht nur die U17-Europameister als Nachwuchsteam 2002 ausgezeichnet wurden, sondern später auch Markus Frei als Nachwuchstrainer des Jahres.

Selbst Seilziehen kommt zum Zug

Überblickt man die Siegerlisten seit 1981, so findet man aber fast alle Sportarten aufgeführt: Die Curler haben mit fünf Titelgewinnen fast schon ein Abonnement gelöst, 1991 kam aber auch die Voltige-Gruppe RC St. Gallen zum Zug und 1988 sogar die Junioren-Nationalmannschaft im Tauziehen!

Zwar gehen nicht alle sportlichen Träume in Erfüllung, aber ein ansehnlicher Teil der Nachwuchssportler hat sich später in der Elite durchgesetzt, so etwa der allererste Preisträger, der Kunstrichter Sepp Zellweger (1981). Nicht zu vergessen der aktuelle Sieger des Radklassikers Paris – Roubaix, Fabian Cancellara (1998 und 1999). Vor wenigen Wochen nun wurden die neuen



Diese vier weiblichen Musketiere, die 2005 den Junioren-WM-Titel im Degenfechten gewannen, sorgen vielleicht 2008 an den Olympischen Spielen in Beijing für Furore.

Preisträger für ihre 2005 erbrachten Leistungen geehrt. Die Degenfechterin Sophie Lamon gewann an der Junioren-WM in Linz die Einzelwertung und, zusammen mit Tiffany Géroudet, Lorraine Marty und Simone Naf, die Teamwertung. Letzteres wurde mit dem Titel «Nachwuchsteam 2005» belohnt. Beat Feuz wiederum dürfte in absehbarer Zukunft ein starker Ski-Allrounder werden. 2005 gewann er an der WM in Bardonecchia die Bronzemedaille im Slalom, vor wenigen Wochen wurde er in Québec Vierter in der Abfahrt und im Super-G. Sechs Trainer wurden als Nachwuchstrainer 2005 geehrt: Bettina Villars, Badminton, Bernhard Bruggmann, Fussball, Marcel Burkhardt, Judo, Walter Fink, Leichtathletik, Alfred Gut, Schiessen und Rolf Müller, Kunstrichtern.

Den erstmals in dieser Form vergebenen Prix Credit Suisse 2005 erhielt der Schweizerische Turnverband, Abteilung Kunstrichtern Männer. Für seine innovative Nachwuchsförderung bekam zudem der Ostschweizer Snowboardverband (Boarding Association Switzerland East) von der Credit Suisse einen Sonderpreis. <

Mehr Informationen unter www.sporthilfe.ch sowie www.credit-suisse.com/emagazine

Rugby Hong Kong Sevens

England erobert Hongkong im Sturm

Text: Markus Balogh

Die Cathay Pacific/Credit Suisse Hong Kong Sevens sind einer der wichtigsten Sportanlässe im asiatischen Raum. 24 Nationen machen sich drei Tage lang die Herrschaft um einen eiförmigen Ball streitig. Ein Event, der 40 000 Fans ins Hong Kong Stadium und Millionen von Zuschauern vor den Fernseher lockt.

00:00. Die offizielle Zeitanzeige war soeben stehen geblieben, als der letzte Touchdown erfolgte. England schlug Fidschi 26 zu 24 – und das Hong Kong Stadium explodierte. Zwischen dem 31. März und dem 2. April 2006 hatte sich die Elite der Rugby-Welt zum dreissigsten Mal in Hongkong die Ehre gegeben und 40 000 Zuschauer nahmen feiernd daran teil. Zugereist aus allen vier Ecken der Welt, viele verkleidet in exaltierten Kostümen, unzählige Zuschauer haben die Flaggen ihrer Lieblingsmannschaft auf Gesicht und Körper gemalt. Hier ist Rugby, was andernorts Fussball ist.

Die Idee zum Rugby Sevens Tournament soll an einem nebligen Frühlingstag im Jahr 1975 im ehrwürdigen Hong Kong Club bei einem Apéro zum ersten Mal debattiert worden sein. Als Drahtzieher agierten A.D.C. «Tokkie» Smith, der Vorsitzende der Hong Kong Rugby Football Union, und der Promotion Manager eines Tabakkonzerns, der ein grosses Rugby-Turnier mit den herausragendsten Teams der Welt stattfinden lassen wollte. Nur wie? Eine ausreichende Anzahl Mannschaften, die jeweils 80 Minuten spielen? Das wäre zu einer Veranstaltung im Umfang einer Fussball-WM geworden. Also einigte man sich auf die «Sevens-Formel».

Ursprünglich wurde Rugby von je 15 Leuten in einem 80 Minuten dauernden Spiel ausgetragen. Eine Rugby-Sevens-Mannschaft hingegen umfasst sieben Spieler, und eine Partie dauert zwei Mal sieben Minuten – die Finales werden auf zwei Mal zehn Minuten ausgedehnt.

Am 28. März 1976 nahmen Korea, Australien, Neuseeland, Tonga, Japan, Sri Lanka, Malaysia und die Fidschi-Inseln am ersten Hong Kong Sevens Tournament teil. Eine erstaunliche Leistung: Innerhalb von weniger als zwölf Monaten hatten es die Verantwortlichen fertig gebracht, einen Sportanlass auf die Beine zu stellen, der die Rugby-Welt bis heute in Atem hält – und an Popularität nach wie vor zulegt.

Sie treibens bunt – auf und um den Rasen
So bunt und breit gestreut das Spektrum der heutigen Mannschaften, so gross die Palette der Zuschauer der Rugby Sevens in Hongkong. Alle sind willkommen, und alle scheinen gleich viel Spass zu haben, vom Rentner bis zum Kleinkind. Sogar der Sport hat etwas grundsätzlich Demokratisches an sich. Wohl haben die einzelnen Spieler ihre Stärken, aber keiner kann nur Stürmer sein, keiner sich nur auf die Verteidigung beschränken. Jeder muss spurtstark

loslegen, sich auf den Angreifer stürzen, als gäbe es kein Morgen, oder taktisch geschickt den Ball am Gegner vorbei manipulieren können. Was anderswo nur eine Floskel ist, ist hier die Regel Nummer 1: Teamwork steht über allem anderen.

In der Tat treten erfolgreiche Mannschaften wie Australien, Neuseeland, die Fidschi-Inseln oder England wie gut geölte Maschinen auf. Dabei geht es hart zur Sache – aber es wird kaum einmal wirklich unfair. Erstaunlich: Vergreift sich ein Spieler einmal in der Hitze des Gefechts an einem Gegner, wird das von den Kameras aufgenommen und auf riesengrosse Fernsehwände projiziert. Das Publikum kennt keine Gnade. Wer foulte, wird ausgebuht.

Natürlich, wie andernorts auch, gibt es «ewige» Favoriten. Die Fidschi-Inseln haben elf Mal den Sevens Cup geholt, Neuseeland acht Mal. Die Australier haben es vier Mal geschafft und sind damit gleich stark wie die Engländer. Die sind immerhin seit 2002 unbesiegt – wer jetzt nachgezählt hat: Letztes Jahr fanden statt der Hong Kong Sevens die IRB Rugby World Cup Sevens statt. Gewonnen wurden sie von den Fidschi-Inseln. Macht also vier Siege in einer Reihe für England.

Die diesjährigen Spiele endeten – wie üblich – in Minne. Der ehemalige britische Premierminister John Major, Gast der Credit Suisse in der Ehrenloge der Hong Kong Rugby Union, strahlte, als er seinen Jungs den Sevens Cup überreichen konnte. Und die Zuschauer fandens grossartig. Keine



Rugby: Legenden und Regeln

Die Geschichte des Rugby ist historisch durchaus kurzweilig. Und sehr britisch.

Nach einer Legende soll Rugby im Jahr 1823 an der Rugby School in England erfunden worden sein, von einem Studenten namens William Webb Ellis. Vom Fussballspiel gelangweilt, soll Webb Ellis während einer Partie unvermittelt den Ball gepackt und das gegnerische Tor erstürmt haben – Rugby war geboren. Seine «noble Respektlosigkeit vor den Regeln» (fine disregard of the rules) ist in Stein gehauen auf dem Schulgelände verewigt.

Der eiförmige Ball – Spitzname: the pill – wird mit Füssen, Händen, Köpfen, kurz: mit dem ganzen Körper gespielt. Ziel ist der so genannte Touchdown: Der Ball muss hinter die auf Höhe zweier Torpfosten gezogene Linie auf der gegnerischen Seite abgelegt werden.

Weitere Informationen im Internet unter:

www.rugby-verband.de (Deutscher Rugby-Verband)

www.rugby.ch

www.rfu.com (offizielle Seite der Rugby Football Union)

Randalierer, keine Hooligans trüben das Bild. Wer über die Stränge schlägt, überspringt die Absperrungen und versucht die Läufe der Stars nachzuahmen – die Rolle der verfolgenden Gegner übernimmt die Polizei, was die Zuschauer einem Foul gleich mit Buhrufen quittieren. Höhepunkt des polizei- und sittenwidrigen Verhaltens: Ein Nakedei schaffte es, sich unter dem Applaus der Menge in einem wilden Lauf dem Zugriff der Polizei zu entziehen, das ganze Spielfeld zu überqueren, um dann wieder in der Menge zu verschwinden.

Angesichts der Friedfertigkeit stellt sich die Frage, warum Rugby Sevens nicht an den Olympischen Spielen mit dabei sein darf. Immerhin war das klassische Rugby bis 1924 olympische Disziplin. Die Veranstalter bemühen sich, so hört man. Das nächste Mal klappt es noch nicht. Aber wer weiß, in Asien lautet das Motto ja auch sonst: «Geht nicht gibts nicht.» Man darf gespannt sein. <

Salzburger Festspiele Mozartjahr

Ein Haus für Mozart

Text: Ruth Hafen

2006 feiert die Musikwelt den 250. Geburtstag von Wolfgang Amadé Mozart. Die Festspiele in seiner Geburtsstadt Salzburg (23. Juli bis 31. August) haben Grosses vor: Alle 22 Mozartoperen werden aufgeführt und das neue «Haus für Mozart» wird eröffnet. Im Jubiläumsjahr ist auch die Credit Suisse zum ersten Mal als Hauptsponsor der Salzburger Festspiele dabei.

«Dieses Jahr feiern wir wieder ein so genanntes Mozartjahr. Das weiss inzwischen selbst der Musikfeind ...», echauffierte sich der spätere Mozartbiograf Wolfgang Hildesheimer 1956 in einem Rundfunkessay. Man feierte Mozarts 200. Geburtstag. Mozart beschäftigte Hildesheimer nachhaltig, aber es sollten noch gute 21 Jahre vorbeigehen, bis seine Mozartbiografie auf dem Markt einschlug wie eine Bombe. 2006 ist wieder ein Mozartjahr; Hildesheimer starb 1991, muss sich also nicht mehr ärgern. Geblieben ist eins: Mozart ist ein Zugpferd für den Massenkonsum, nicht weniger als fünf Milliarden Euro soll der Marktwert des Genies betragen. Mozartkugeln, Mozartbier, Mozartwein, Mozartkaffee, Mozartjoghurt, Mozartwurst – keine Viktualie, die man mit dem Zusatz «Mozart» nicht besser verkaufen könnte. Nicht zu vergessen die Biergläser, Strampelhöschen, Aschenbecher. Was wohl Hildesheimer dazu sagen würde? Würde er in stummer Verzweiflung mit Mozartdevotionalien um sich werfen?

Mozartmarathon

Vielleicht aber würde er nach Salzburg reisen und kritisch beäugen, was sich die Festspiele im Jubiläumsjahr Grosses vorgenom-

men haben. Zum Beispiel das «Dossier Mozart 22»: Alle 22 Opern Mozarts sollen aufgeführt werden, von A wie «Apollo et Hyacinthus» bis Z wie «Zauberflöte» (siehe Box Seite 44). Fragt man die Festspielpräsidentin Helga Rabl-Stadler nach dem grössten organisatorischen Knackpunkt der diesjährigen Festspiele, verweist sie auf dieses Projekt. «Ohne Frage ist das die Disposition der 22 Mozartoperen. Stellen Sie sich nur vor, wie viele Probebühnen man allein benötigt, um diese 22 szenischen Produktionen einzustudieren, eine jede davon mit sechswöchiger Probezeit! Es war außerdem unser Anliegen, die Aufführungen terminlich so anzutragen, dass die Besucher tatsächlich die Möglichkeit erhalten, alle 22 Bühnenwerke sehen zu können.» Das sei gelungen und das Gesamtabonnement sehr beliebt, fügt sie an. Für diesen Mozartmarathon muss der Besucher aber genug Zeit einrechnen – und das nötige Kleingeld.

Auch sonst wird im Mozartjahr mit der grossen Kelle angerichtet. Werden mehr Werke aufgeführt, braucht es dazu mehr Künstler und mehr Zuschauer. Die Festspielpräsidentin: «Im Mozartjahr haben wir etwa doppelt so viele Sänger engagiert wie üblich: Es sind rund 150. Da wir alle 22 Mozartoper-

aufführen, haben wir eine Steigerung der szenischen Opernproduktionen um 300 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Hinzu kommen fast 100 Schauspieler, 25 Orchester, 10 Chöre sowie viele Kammermusikensembles und Instrumentalsolisten. Zählen wir alles zusammen, ergibt das in jedem Fall eine vierstellige Zahl!» Das Festival habe 242 000 Karten aufgelegt, führt die Präsidentin weiter aus, die Platzauslastung dürfte erfahrungsgemäss bei 93 Prozent liegen. Im Mozartjahr würden noch mehr Gäste kommen als in normalen Sommern, so dass man mit gut 230 000 Zuschauern rechne. Dazu kämen noch einmal gut 20 000 Personen als Besucher der öffentlichen Generalproben.

Salzburg mozartsauber machen

230 000 Besucher während der Festspielzeit zwischen dem 23. Juli und dem 31. August. Dieses Jahr wird Salzburg eine Touristenschwemme ungeahnten Ausmasses zu gewärtigen haben. Dagegen waren die Feierlichkeiten von 1956, die Hildesheimer so am Nerv zerrten, vermutlich ein Klacks. Tourismuskreise rechnen mit 250 000 bis 350 000 zusätzlichen Übernachtungen. Da dürfte ein Salzburger doch das eine oder andere Mal mit Mozart und dessen Omnipräsenz hadern. Stellvertretend wettert der Musikpublizist Otto Brusatti: «Es wäre am allerschönsten, im Jahr 2006 in der Stadt Salzburg keinen Ton Mozart zu spielen. Das wärs! Meinetwegen irgendwo, was weiss ich wo, in der Kitzlochklamm oder sonst wo.



1925 erbaut, erlebte das Kleine Festspielhaus diverse Umbauten. Im September 2004 begannen die Renovierungsarbeiten. Das neue «Haus für Mozart» (im Bild Computermodell) fasst 1650 Zuschauer und ist akustisch und architektonisch auf dem neusten Stand.

Aber in Salzburg machen wir einmal Salzburg mozartsauber. Das wäre eine Geschichte.» Die Organisatoren der Festspiele wissen wohl um die Zusatzbelastung, die die Einheimischen während der Spielzeit ausgesetzt sind. Dementsprechend gibt es auch Sonderangebote, von denen die Salzburger profitieren können. «Wir öffnen Generalproben, etwa für den ‚Jedermann‘, und bieten die Karten vorrangig der einheimischen Bevölkerung an. Dies ist ein wichtiges Angebot, das sich grosser Beliebtheit erfreut. Wir wünschen uns, dass jeder Anteil nehmen kann an den Festspielen, die doch auch ein grosses Fest für die Stadt Salzburg sind», sagt Helga Rabl-Stadler. Ein wichtiger Mosaikstein, der die Salz-

burger Bemühungen um Mozart im Jubiläumsjahr komplettieren soll, ist das «Haus für Mozart». Nicht nur in Salzburg, sondern in ganz Österreich war der Umbau des früheren Kleinen Festspielhauses ein populäres Diskussions- und Streithema. Die Umbauarbeiten begannen im September 2003 und werden, so Rabl-Stadler, termingerecht fertiggestellt sein. Das frühere Kleine Festspielhaus hat seit seiner Eröffnung 1925 schon mehrere Umbauten erlebt. 1937 zum Beispiel wurde der Zuschauerraum um 180 Grad gedreht, dadurch wurde ein Bühnenausbau notwendig, der wiederum nur möglich war, wenn man den Toscaninhof abriß, das Geburtshaus des damals amtierenden Landeshauptmanns. 1939 wurde das Fest-

spielhaus erneut umgestaltet; 1962/63 dann machten die ungünstigen Sicht- und Akustikbedingungen (der Zuschauerraum war 55 Meter lang) einen weiteren Umbau nötig. Immerhin hielt dieser bis Ende August 2004. In mehreren Bauphasen ist der Zuschauerraum des Kleinen Festspielhauses verbreitert, verkürzt und abgesenkt worden. Zwei neue Zuschauerränge sind hinzugekommen; sie reichen auf beiden Seiten des Saales bis zur Bühne. So werden die Zuschauer künftig die Bühne von drei Seiten umrahmen.

Im «Haus für Mozart» haben neu 1650 Zuschauer Platz, das sind 270 mehr als bisher. Mit dem neuen Haus soll Mozarts Werken in jeder Hinsicht Rechnung getragen werden, mit einer optimalen Akustik >

und besten Sichtverhältnissen von allen Plätzen aus. Die grösste Herausforderung bei diesem Projekt war laut Helga Rabl-Stadler aber nicht architektonischer, sondern finanzieller Natur. «Für diesen Bau müssen wir einen bisher nicht bekannten Prozentsatz von privaten Geldern aufbringen. Niemals zuvor in der Geschichte Österreichs musste ein Kulturbau von so vielen privaten Sponsoren finanziert werden.» Der Bau darf 29 Millionen Euro kosten, davon müssen die Festspiele 8,3 Millionen selber aufbringen. Das werde möglich sein, allerdings fehle noch eine halbe Million, gibt die Festspielpräsidentin zu bedenken. Doch sie hoffe, im Laufe des Sommers noch Mäzene zu finden.

Ganz still und aufmerksam zuhören

Das neue Haus für Mozart will viel erreichen: Der Raum soll intim sein, zugleich aber genug Platz bieten für alle Mozartfreunde. Jedes und noch das leiseste Pianissimo soll gehört und das Mienenspiel der Darsteller gesehen werden. Der grosse Dirigent und Mozartspezialist Nikolaus Harnoncourt wird das Haus mit einer Neueinstudierung der «Hochzeit des Figaro» eröffnen. Harnoncourt forderte in seiner Rede, die er an einem Festakt zum 250. Geburtstag Mozarts am 27. Januar 2006 in der Internationalen Stiftung Mozarteum hielt, mehr Demut vor Mozarts Werk und gab Folgendes zu bedenken: «Wie kann ich noch etwas über Mozart sagen? Niemand kann es – aber alle tun es jetzt. Österreich heisst in diesem Jahr Mozart. Aber das hat nichts mit ihm zu tun; ich fürchte, mehr mit Geld und Geschäft. – Eigentlich müssten wir uns ja genieren. Denn was Mozart von uns verlangt und seit mehr als zweihundert Jahren verlangt, wäre so einfach: Wir müssten ganz still und aufmerksam zuhören, und wenn wir seine wortlosen Beschwörungen und Plädoyers verstünden, dann müssten wir uns, wie schon gesagt, eigentlich eher genieren, als uns stolz zu brüsten.» Vielleicht bietet ja gerade das neue Haus für Mozart den idealen Rahmen für Harnoncourts Forderung: ganz still und aufmerksam zuhören. <



Nicht nur die Schokoladekugeln – ganz Salzburg heisst 2006 Mozart.

Mozart 22

Die Salzburger Festspiele wagen 2006 ein in der Musikgeschichte bisher einmaliges Unterfangen: In sechs Wochen werden alle 22 Opern, Singspiele und szenischen Fragmente von Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) aufgeführt. So soll der Werdegang des Komponisten ergründet, sein künstlerischer Reifeprozess, den er in seinem kurzen Leben durchlaufen hat, beleuchtet werden. Wirft man einen Blick auf die Aufführungschronologie der Festspielgeschichte seit 1920, so zeigt sich, dass einige wenige Werke immer wieder gespielt werden: «Le nozze di Figaro» führen die Liste an mit 220 Aufführungen, die «Zauberflöte» folgt auf Rang 2 mit 198, dann «Così fan tutte» (184), «Don Giovanni» (176) und «Die Entführung aus dem Serail» (173). So unterschiedliche Dirigenten wie Nikolaus Harnoncourt, Riccardo Muti, Mark Minkowski und Ivor Bolton werden ihre Sichtweise auf Mozart darlegen. Es werden drei Generationen am Pult stehen, denn zwischen dem Grandseigneur Nikolaus Harnoncourt und dem 22-jährigen Newcomer Robin Ticciati liegen 54 Jahre Altersunterschied. Ticciati ist somit der jüngste Dirigent der Festspielgeschichte. Die 22 Mozartoperen werden an sieben Spielstätten aufgeführt: Neben dem neuen «Haus für Mozart», wo am 23. Juli der Eröffnungsfestakt stattfindet, sind dies das Grosse Festspielhaus, die Felsenreitschule, der Residenzhof, die Universitätsaula, das Landestheater und das Marionettentheater. Umfassende Informationen zu den Salzburger Festspielen finden Sie auf: www.salzburgfestival.at Zusammen mit Österreich Werbung verlost Bulletin zwei Tickets für den 30. August (Oper «Don Giovanni»). Ebenfalls im Gewinn enthalten ist die Anreise im Zug sowie zwei Übernachtungen im Doppelzimmer im Salzburger Hotel Neutor. Weitere Infos siehe Talon.

St. Galler Festspiele Openair auf dem Klosterhof

Fortuna in St. Gallen

Text: Ruth Hafen

**Vom 23. Juni bis 2. Juli 2006 finden erstmals die St. Galler Festspiele statt.
Herzstück ist die grosse Openair-Produktion von Carl Orffs «Carmina Burana». Die Credit Suisse unterstützt die Festspiele als Hauptsponsor.**

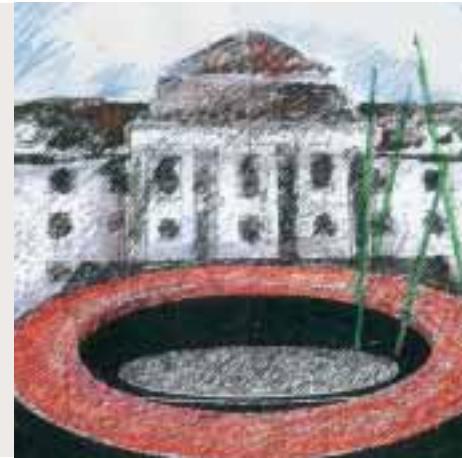
St. Gallen ist immer einen Besuch wert. Im Herbst die Olma mit dem legendären Säulrennen, im Frühsommer das Openair St. Gallen – in Jahren mit schlechter Witterung auch als «Schlammfest im Sittertobel» abgehalten – und natürlich zu jeder Jahreszeit: die St. Galler Bratwurst. Der Stiftsbezirk mit der Stiftsbibliothek darf nicht unerwähnt bleiben. Diesen Frühsommer erst recht nicht, denn dann wird der Klosterhof der Benediktinerabtei vom Glücksrad dominiert. Eine schnöde Spielshow im Kloster? Ausverkauf des Weltkulturerbes? Entwarnung: Das Glücksrad ist das Rad der Fortuna, der «Fortuna Imperatrix Mundi».

Die Geschichte dieser Fortuna beginnt in einer anderen Benediktinerabtei, derjenigen von Benediktbeuern in Oberbayern. 1803 schliesst das Kloster seine Pforten, in der Bibliothek werden bei Aufräumarbeiten Vagantenlieder aus dem 12. Jahrhundert gefunden. Diese Gesänge werden als «Carmina Burana» weltberühmt. Als Carl Orff (1895–1982) die Handschrift 1934 entdeckte, war er so fasziniert, dass ihn «Bild und Worte überfielen». Noch gleichentags soll er den ersten Chorsatz «O Fortuna» skizziert haben. Er wählte aus den über 250 weltlichen Liedern einige aus und vertonte sie. Fortuna war ihm hold und er konnte mit seinem Werk Triumphe feiern. Nach der

Uraufführung 1937 schrieb er seinem Verleger Schott: «Alles, was ich bisher geschrieben habe und Sie leider gedruckt haben, können Sie nun einstampfen.» Etwas weniger hold waren Orff jedoch die Nazis: Entrüstet ob der «undeutschen» Musik und den «pornografischen» Texten auf Latein, Altfranzösisch und Mittelhochdeutsch liess die Reichsmusikkammer verlauten, dass diese «bayerische Niggermusik» unerwünscht sei.

Fortuna hin oder her: Die «Carmina Burana» faszinieren durch ihre brachiale Ur gewalt, die sich abwechselt mit filigraner Zartheit. Drei Teile symbolisieren den ewigen Kreislauf des Lebens: 1. «Primavera» (Frühling) und «Uf dem anger» (dörflicher Treppunkt der Jugend), 2. «In taberna» (in der Schänke) und 3. «Cour d'amour» (Liebeshof). Die Glücksgöttin Fortuna wird klanglich dargestellt als ein Glücks- oder Schicksalsrad, das sich ständig dreht. Fortuna beherrscht den Anfang und das Ende der Geschichte.

An den St. Galler Festspielen wirkt Fortuna nicht nur thematisch, sondern auch räumlich prägend. Ein gigantisches rotes Glücksrad wird den Klosterhof in eine Kulisse verwandeln. Auch sonst wird nicht gekleckert: An der gesamttheatralischen Umsetzung wirken rund 200 Personen mit,



Das gigantische rote Schicksalsrad der «Fortuna Imperatrix Mundi» im Hof der Benediktinerabtei dient als Kulisse für Carl Orffs «Carmina Burana».

darunter vier verschiedene Chöre (Theaterchor und Opernchor St. Gallen, Theaterchor Winterthur, Prager Chor), die Tanzkompanie des Theaters St. Gallen sowie das Sinfonieorchester St. Gallen. Orffs Musik verbunden mit der klösterlichen Atmosphäre – für Gänsehaut dürfte gesorgt sein. Hoffentlich auch für Wetterglück. Aber dafür ist Fortuna zuständig. <

St. Galler Festspiele 2006

«Carmina Burana» von Carl Orff

Musikalische Leitung: Jiri Kout

Inszenierung: Josef E. Köpplinger

Bühne: Rainer Sinell

Kostüme: Marie Luise Walek

Choreografie: Philipp Egli, Ricarda Ludigkeit

Choreinstudierung: Michael Vogel

Premiere: 23. Juni, 21.30 Uhr

Weitere Aufführungsdaten: 24.6., 26.6.,

28.6., 30.6., 1.7., 2.7. (jeweils 21.30 Uhr)

Bulletin verlost 8 Mal 2 Tickets für die Vorstellung vom 26. Juni 2006.

Mehr Infos zum Programm der Festspiele:

www.stgaller-festspiele.ch

Südafrika Projekte für Jugendliche

Neue Hoffnung am Kap

Text: Olivia Schiffmann

Jugendarbeitslosigkeit ist eines der grössten sozialen Probleme Südafrikas. SSACI ist eine Stiftung, die vom EDA und von zehn Schweizer Unternehmen finanziert wird. Sie ergreift Massnahmen, um diesem Missstand abzuheften.

«Sechs Jahre war ich arbeitslos und deprimiert. Heute habe ich eine verantwortungsvolle Arbeit, ein Haus und ein Auto und bilde mich beruflich weiter. Das Beste ist: Mein Leben hat ein Ziel und ich habe neue Hoffnung.» Das sind die Worte einer jungen Südafrikanerin, die dank SSACI ihr Leben um 180 Grad wenden konnte. Die Swiss South African Cooperation Initiative (SSACI) ist eine gemeinsame Stiftung der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) und von zehn Schweizer Firmen (Ciba, Credit Suisse, Givaudan, Holcim, Novartis, Schindler, Sika, Swiss Re, UBS, Xstrata). Zum ersten Mal leisten der öffentliche und der private Sektor der Schweiz gemeinsam Entwicklungshilfe. Gewählt wurde Südafrika wegen der starken Präsenz von Schweizer Firmen in diesem Land. Das Land kann die Hilfe gut gebrauchen, denn die Nachwirkungen der Apartheid sind auch nach elf Jahren Demokratie noch täglich spürbar.

Das lähmendste Erbe ist der Nachholbedarf in schulischer und beruflicher Ausbildung. «Über Nacht können den Menschen lang verweigerte politische Rechte zugestanden werden. Die Wogen der Unterdrückung zu ebnen, dauert viel länger. Dunkelhäutigen Menschen wurde jahrzehntelang ausreichende Bildung verweigert. An diesem Missstand müssen wir heute arbeiten»,

so der südafrikanische Projektleiter von SSACI, Ken Duncan. Viele der angebotenen Arbeitsplätze verlangen eine höhere Qualifikation. Doch nicht einmal ein Drittel der jungen schwarzen Schulabgänger hat einen Abschluss auf sekundärer Stufe, im Gegensatz zu den über 70 Prozent der weissen. «Diese Situation ist eine soziale Zeitbombe und gefährdet die friedliche Transformation Südafrikas grundlegend», so Duncan. Denn Armut treibt die Menschen in die Kriminalität – Südafrikas Verbrechensstatistik wird weltweit nur von derjenigen Kolumbiens übertroffen. Dramatisch für das Land ist auch die hohe HIV-Betroffenheit: Über 20 Prozent der Menschen sind positiv.

Spirale von Armut und Gewalt

Für die Zukunft zeichnet sich kein besseres Bild ab: Die Kinder und Jugendlichen in den Townships haben kaum die Möglichkeit, aus diesem Teufelskreis auszubrechen. 800 000 junge Südafrikaner drängen jedes Jahr auf den Arbeitsmarkt; nur 300 000 von ihnen finden Arbeit. Das Land zählt mittlerweile sieben Millionen arbeitsloser Jugendlicher. Die Spirale von Armut und Gewalt dreht sich weiter. An diesem Punkt setzt SSACI mit konkreten Massnahmen an. Beispielsweise mit dem Projekt «Stellemploy»: Im Herzen der Weinregion von Western Cape



Mit Projekten wie «Stellemploy» bekämpft SSACI die hohe Jugendarbeitslosigkeit unter den Schwarzen Südafrikas. Bereits über 3400 Jugendliche wurden ausgebildet.

liegt der kleine Ort Stellenbosch. Die dortige Jugendarbeitslosigkeit der Schwarzen liegt, wie in den meisten ländlichen Gegend, bei 70 Prozent. Während der letzten drei Jahre hat SSACI eine lokale NGO gegründet, die 140 junge Männer und Frauen in praktischen Fähigkeiten ausbildet. Gelernte Schweißer, Tischler, Maurer, Klempner und Elektriker strömen am Ende des Lehrgangs auf den Arbeitsmarkt. Fast alle können eine Anstellung finden, da ihre neuerlangten Fähigkeiten den lokalen Bedürfnissen entsprechen. Und die Stadt Stellenbosch kann gleich doppelt profitieren, zum Beispiel, wenn ein Teil der Elektrokerausbildung darin besteht, sämtliche Kabel des Kindergartens zu verlegen.

41 ähnliche Projekte hat SSACI seit 2001 ins Leben gerufen. Dadurch konnten bereits 3448 Jugendliche ausgebildet werden. SSACI bleibt mit Absolventen sechs Monate nach Beendigung des Programms in Kontakt, mit neu aufgebauten Unternehmen zwei bis drei Jahre. Rund 70 Prozent der Absolventen sind auch nach drei Jahren noch im gleichen Job tätig, 50 Prozent der Unternehmen überleben die ersten fünf Jahre. Ein voller Erfolg für die erste öffentlich-private gemeinsame Entwicklungshilfe. <

www.ssaci.org.za

Credit Suisse Agenda 2/06**Kunst****bis 18.6. Bern****Sam Francis und Bern****Kunstmuseum****2.6. – 8.10. Bern****Meret Oppenheim – Retrospektive****Kunstmuseum****bis 2.7. Basel****Hans Holbein der Jüngere****Die Jahre in Basel 1515–1532****Kunstmuseum****Musik****7.7.–22.7. Avenches****Opernfestival****Formel 1****11.6. Silverstone****GP von Grossbritannien****25.6. Montreal****GP von Kanada****2.7. Indianapolis****GP von Amerika****16.7. Magny-Cours****GP von Frankreich****Fussball****14.6. Bern****Credit Suisse Cup Finals****9.6.–9.7. Deutschland****WM****Golf****21.6.–25.6. Solothurn****Credit Suisse Challenge****Openair Live at Sunset****Behindertensport****Teuflisch gute Trouvailles**

Manchmal sucht man das Eine – und findet das Andere. Andreas Vollenweiders Management zum Beispiel suchte vor Jahren einen neuen Konzertort und fand im Hof des Zürcher Landesmuseums den Austragungsort für eines der attraktivsten Openairs Europas. 2005 fand bereits das zehnte «Live at Sunset» statt. Über die Jahre lockte diese Trouvaille unter den Openair-Veranstaltungen gegen 200 000 Zuschauer an. Die historische Atmosphäre und der exklusive Rahmen – der Hof fasst 2600 Zuschauer – gefällt nicht nur dem Publikum, sondern auch den Stars, die hier auftreten. Das Programm 2006 ist bunt: Simply Red eröffnen das Festival, die Blueslegende B.B. King kommt auf Stippvisite und der junge Pianist Jamie Cullum wird Jazz- und Popfans begeistern. Für die Klassikliebhaber bestimmt ist die «Nacht der 5 Tenöre». Und Ian Anderson, kauziger Frontmann von Jethro Tull, wird beweisen, dass er auch im 60. Altersjahr noch wacker über die Bühne hüpfen und die Flöte blasen kann, dass es einem die Sprache verschlägt. Den Schlusspunkt setzen die diabolisch guten Multi-Instrumentalisten von Patent Ochsner mit ihrem Programm «Liebi, Tod & Tüfü». rh

Live at Sunset. 12.–23.7., im Hof des Landesmuseums, Zürich. Das vollständige Programm ist unter www.liveatsunset.ch.

Ein Fest für alle in Magglingen

Bald ist es wieder so weit: In Magglingen findet der Schweizer Grossanlass des Behindertensports statt. Am 9. Juli treffen sich 1500 Menschen mit Körperbehinderungen, Sinnesbehinderungen und/oder geistigen Behinderungen zum Kräftemesse in über 25 Disziplinen. Organisiert wird der Anlass von Plusport, dem Dachverband von Behindertensport Schweiz. Es ist dessen Ziel und Zweck, die Integration von behinderten Menschen durch den Sport zu fördern. Bereits letztes Jahr zu Besuch war Bundesrat Samuel Schmid, der von den herausragenden Leistungen sehr beeindruckt war und deshalb auch heuer nicht fehlen will. Plusport setzt sich dafür ein, dass behinderte Sportinteressierte unabhängig von ihrem Behinderungsgrad die Möglichkeit haben sollen, regelmässig Sport auszuüben. Der Plusport-Tag ist aber bei weitem nicht nur ein sportliches Fest, sondern er will auch ein Zeichen setzen für mehr Solidarität und Verständnis zwischen Behinderten und Nichtbehinderten. os

Plusport-Tag 2006. 9.7., Magglingen.
www.plusport.ch

Schöne Hülle auf Bestellung



Foto: Steve Taylor, Digital Vision

Die kosmetische Chirurgie liegt im Trend – vorbei die Zeiten, als man sich heimlich liften liess. Neue, **minimal invasive Technologien** wie Botox und Laserbehandlungen locken immer mehr Schönheitshungrige. Ein Blick auf einen heftig umworbenen Markt.

Text: Laurence Blazianu, Equity Sector Research

Kosmetische Chirurgie wird immer beliebter, und sie ist nicht länger den Reichen vorbehalten. Fast die Hälfte aller plastisch-chirurgischen Eingriffe wird in Nord- und Südamerika durchgeführt. 2004 wurden alleine in den USA 9,2 Millionen kosmetische Eingriffe vorgenommen, deren geschätzte Kosten von 8,4 Milliarden US-Dollar etwa dem gesamten Umsatz von pharmazeutischen Produkten in Indien entsprechen. Die plastische Chirurgie wird in den USA, in Mexiko und in Brasilien immer gesellschaftsfähiger, obwohl bei solchen Operationen das Risiko schwerwiegender Komplikationen besteht. Plastische Chirurgie unterscheidet sich von traditionellen Schönheitsbehandlungen, indem sie einen mehr oder weniger invasiven medizinischen oder chirurgischen Eingriff erfordert, der eine sofort sichtbare Wirkung auf das Aussehen des Patienten hat. Etwa drei Viertel der Patienten der plastischen Chirurgie wollen ihr Aussehen verbessern und aktiver und gesünder leben, wie eine 2004/2005 in den USA durchgeführte Studie der American Society of Plastic Surgeons ergeben hat. Etwa 70 Prozent berichteten von emotionalen und psychologischen Vorteilen wie gesteigertem Wohlbefinden, Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen.

Bis zu 40 Umsatzprozente für Werbung

Da die plastische Chirurgie dem Schönheits- und Wellnessmarkt zuzurechnen ist, dürfte sie sich erwartungsgemäss ähnlich wie Kosmetikartikel weltweit ausbreiten. Aufgrund der mannigfältigen Strukturen der derzeitigen Anbieter (öffentliche oder private Kliniken, privatwirtschaftliche Unternehmen und sogar Reiseveranstalter) und der unterschiedlichen Beteiligten (Ärzte und Pflegepersonal im öffentlichen Dienst oder in Privatpraxen, Hersteller und Anbieter von Produkten und Dienstleistungen), aber auch wegen der Bandbreite der betroffenen medizinischen Fachgebiete, ist die Branche stark

fragmentiert. Betrachtet man nur die Anbieter von Produkten wie Brustimplantaten, Magenbandsystemen und injizierbaren Antifaltenwirkstoffen, so beschränkt sich der Wettbewerb auf einige hoch spezialisierte Unternehmen wie Allergan, Mentor, Medicis oder Ipsen. Die Branche verzeichnete im Schnitt ein Wachstum von 8–10 Prozent bei der Bewertung und von 15 Prozent beim Volumen. Die Geschäftsmodelle sind in hohem Masse von massiven Werbeanstrengungen zur Erhöhung der Bekanntheit der Produkte abhängig. Allergan, ein Grossunternehmen im Bereich injizierbare Antifaltenwirkstoffe, gab 2005 40 Prozent seines Umsatzes für Verkauf und Werbung aus, darunter auch für Direktwerbung an die Konsumenten in den USA. Der prozentuale Anteil am Umsatz von Allergans Werbebudget liegt damit über dem der Grossen der Pharmabranche (Sanofi-Aventis gab 2005 30 Prozent aus, Glaxo-SmithKline 33,5 Prozent). Corporación Dermoestética, ein rein auf Kosmetik fokussiertes Unternehmen in Europa, das Produkte und Dienstleistungen im Gesundheitswesen anbietet und eigene Kliniken betreibt, gab 2004 23 Prozent seines Umsatzes für Werbung aus.

Plastische Chirurgie kann in zwei Kategorien unterteilt werden: minimal invasive Anwendungen mit Laser und injizierbaren Produkten, die mit etwa 81 Prozent aller 2003 durchgeföhrten plastisch-chirurgischen Eingriffe in den USA den grössten Teil der Behandlungen ausmachen, und chirurgische Eingriffe, grösstenteils Brustoperationen, Liftings und Fettabsaugungen.

Nur die Hälfte der OPs ist notwendig

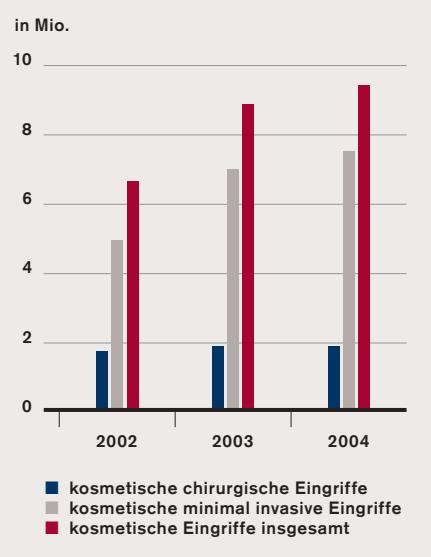
Beinahe die Hälfte der kosmetischen Operationen sind notwendige Eingriffe im Bereich der Wiederherstellungschirurgie – ungefähr vier Millionen im US-Markt alleine. Brustrekonstruktionen nach Krebsoperationen etwa oder Straffungen nach einer aggressiven Diät oder Fettsuchtbehandlung

sind Wachstumsbereiche, da die Krankheiten in diesem Zusammenhang zunehmen. Wiederherstellungschirurgie kann auch Gesichtsimplantate, sogar in einer sehr frühen Testphase, und weitere chirurgische Eingriffe nach schweren Verbrennungen umfassen. Die alternde Bevölkerung verstärkt die Nachfrage nach kosmetischer Chirurgie, insbesondere nach Liftings. Die Menschen wollen ihre körperliche Leistungsfähigkeit auch im Alter erhalten, um eine gewisse Lebensqualität sicherzustellen und sich in ihrem Körper wohl fühlen zu können. Anderseits wächst der Markt bei jüngeren Patienten, da plastische Chirurgie immer alltäglicher wird. Zum grössten Teil wählen die jüngeren Patienten minimal invasive Eingriffe oder Nasenkorrekturen (Rhinoplastik), was sie mit zunehmendem Alter für weiteren «Konsum» empfänglich macht. Die American Society of Plastic >

Kosmetische Eingriffe boomen in den USA

Allein 2004 wurden 9,2 Millionen kosmetische Eingriffe vorgenommen.

Quelle: American Society of Plastic Surgeons



Surgeons berichtet, dass 2004 49 Prozent der Patienten zwischen 40 und 59 Jahre alt gewesen seien, 26 Prozent zwischen 20 und 39 Jahre und 19 Prozent zwischen 60 und 79 Jahre. Gegenwärtig stammen die Patienten aus allen Altersklassen und allen Gesellschaftsschichten, wobei Frauen den Hauptharst bilden. Letztere hatten 2004 einen Anteil von 85 Prozent an allen plas-

tisch-chirurgischen Eingriffen. Aber der Anteil der Männer nimmt zu, besonders bei den nicht invasiven und den weit verbreiteten Eingriffen wie Oberlidkorrekturen (Blepharoplastik). Im Schnitt kostet ein plastisch-chirurgischer Eingriff etwa 2800 US-Dollar. Nicht invasive Verfahren sind in den USA mit durchschnittlich 600 US-Dollar viel günstiger zu haben, was wahrscheinlich die Zahl der wiederholten Eingriffe pro Patient erklärt.

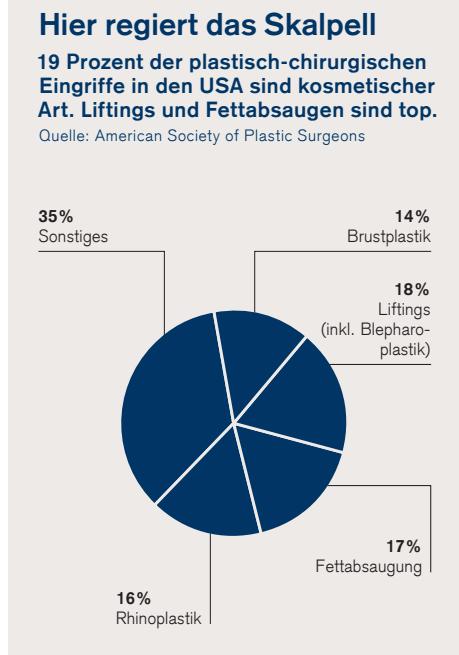
Über 85 Prozent der Patienten geben an, dass die Vorteile der plastischen Chirurgie die Risiken bei weitem aufwögen. Bei einem plastisch-chirurgischen Eingriff müssen die Risiken, aber auch der Ablauf der Operation bekannt sein. Die Wahl von Klinik und Arzt ist entscheidend. Gesundheitskommissionen auf nationaler Ebene können hilfreich sein bei der Wahl des Krankenhauses oder der Klinik, welche die Grundvoraussetzungen erfüllt und auch eine gewisse Qualität der Behandlung und Pflege, Sicherheit der Räumlichkeiten, des Risikomanagements und der medizinischen Unterlagen sicherstellt.

Nach Thailand ins Spital

Patienten zögern nicht, für einen Eingriff ins kostengünstigere Ausland auszuweichen. Diese Verlagerung ins Ausland bedeutet

auch, dass viele private Anbieter für kosmetische Chirurgie entstanden sind und den Geldfluss in Regionen außerhalb der USA und der EU nach Osteuropa und Asien umleiteten. Das private Krankenhaus Bumrungrad in Bangkok (Thailand) ist das grösste privatwirtschaftliche medizinische Zentrum in Südostasien. Es wird von einem Amerikaner geleitet, und ein Teil des medizinischen Personals wurde im Westen ausgebildet. Mit einem Ertragswachstum 2004 von 23 Prozent gegenüber dem Vorjahr profitierte dieses Krankenhaus wie andere grosse Zentren in Asien und Indien auch von der Nachfrage aus dem In- und Ausland. 2004 plante das Krankenhaus eine Verdopplung seiner Erträge bis 2009/2011. Nach den Anschlägen vom 11. September blieben viele Patienten aus dem Nahen Osten den amerikanischen und europäischen Krankenhäusern fern. Aus dieser Region kamen mehr als die Hälfte aller Patienten des thailändischen Spitals.

Des Weiteren bietet Indien interessante medizinische Strukturen, auch wenn keine strenge Behörde die Patienten vor Fehlern schützt. Bei einer Behandlung im Ausland ist auch die Kommunikation mit den Ärzten vor und nach dem Eingriff erschwert. Dies wäre aber gerade dann sehr wichtig, wenn nicht alles nach Plan verläuft. <



Botox & Co: minimal invasiv von Falten befreit

Ursprünglich für die Behandlung von Funktionsstörungen der Augenmuskulatur entwickelt, hat das Botulinum-Toxin eine steile Karriere hinter sich. Heute lindert es als Botox unter anderm auch Mimikfalten.

Die zwischen 1997 und 1998 eingeführten Laser-basierten Methoden und die 2002 erfolgte Zulassung für «Botox Cosmetic» zeigen, dass sich die neuen Techniken auf die Zahl der Eingriffe auswirken. Die Branche wird stark von technologischen Veränderungen angetrieben; technische Fortschritte haben eine grössere Wirksamkeit und geringere Risiken zum Ziel. Cynosure Inc. entwickelt Laser für medizinische und ästhetische Behandlungen wie die Entfernung von Narben, Venen an den Beinen, unerwünschten Haaren, Feuermalen oder Äderchen im Gesicht und stellt diese her. Der Laserhersteller Coherent Inc. investiert mehr als zehn Prozent seiner jährlichen Erträge in Forschung und Entwicklung, um seine führende Position zu behalten. Mit den jüngsten Entwicklungen neuer Techniken und Produkten betritt die plastische Chirurgie bisher traditionell anderen medizinischen Spezialgebieten vorbehaltene Bereiche. Korrektive Augenchirurgie (Katarakte, refraktive Chirurgie), Kieferorthopädie und Implantate fallen immer mehr in den Bereich der plastischen Chirurgie.

Zu den minimal invasiven Eingriffen gehört das Botulinum-Toxin, das die Basis für Allergans Antifaltenprodukt «Botox Cosmetic» ist. Dieses Toxin ist ein von einem Bakterium erzeugtes Protein mit lähmender Wirkung; die Einnahme von mit Botulinum kontaminierten Lebensmitteln kann sogar tödlich sein. In kleinen Dosen injiziert, blockiert es bei der medizinischen Anwendung die Muskelkontraktion. 2004 machten Botox-Behandlungen 40 Prozent der minimal invasiven Eingriffe in den USA aus. Laut Allergan stammt der grösste Anteil am Umsatz von Botox aus neuromuskulären Indikationen und nicht aus kosmetischen. Botox wurde 1989 zur Behandlung von zwei Funktionsstörungen der Augenmuskulatur, dem Lidkrampf und dem Schielen, zugelassen. 2000 wurde Botox für die Behandlung der zervikalen Dystonie, einer neurologischen Bewegungsstörung, die schwere Hals- und Schulterkrämpfe verursacht, zugelassen. 2002 genehmigte die amerikanische Food and Drug Administration (FDA) die Anwendung von «Botox Cosmetic» zur Milderung von Zornesfalten für eine Wirkungsdauer von bis zu 120 Tagen. rh



Ein Herz fürs Leben

Ist es Ihnen wichtig, dass künftig weniger Menschen vorzeitig an Herzkrankheiten und Hirnschlag sterben oder dadurch behindert bleiben? Ihre Spende

- ebnet der Forschung den Weg zu weiteren Fortschritten,
- hilft uns, Betroffene umfassend zu beraten und aufzuklären und
- die Bevölkerung zu einem gesünderen Lebensstil zu motivieren.

Spendenkonto: PC 30-4356-3

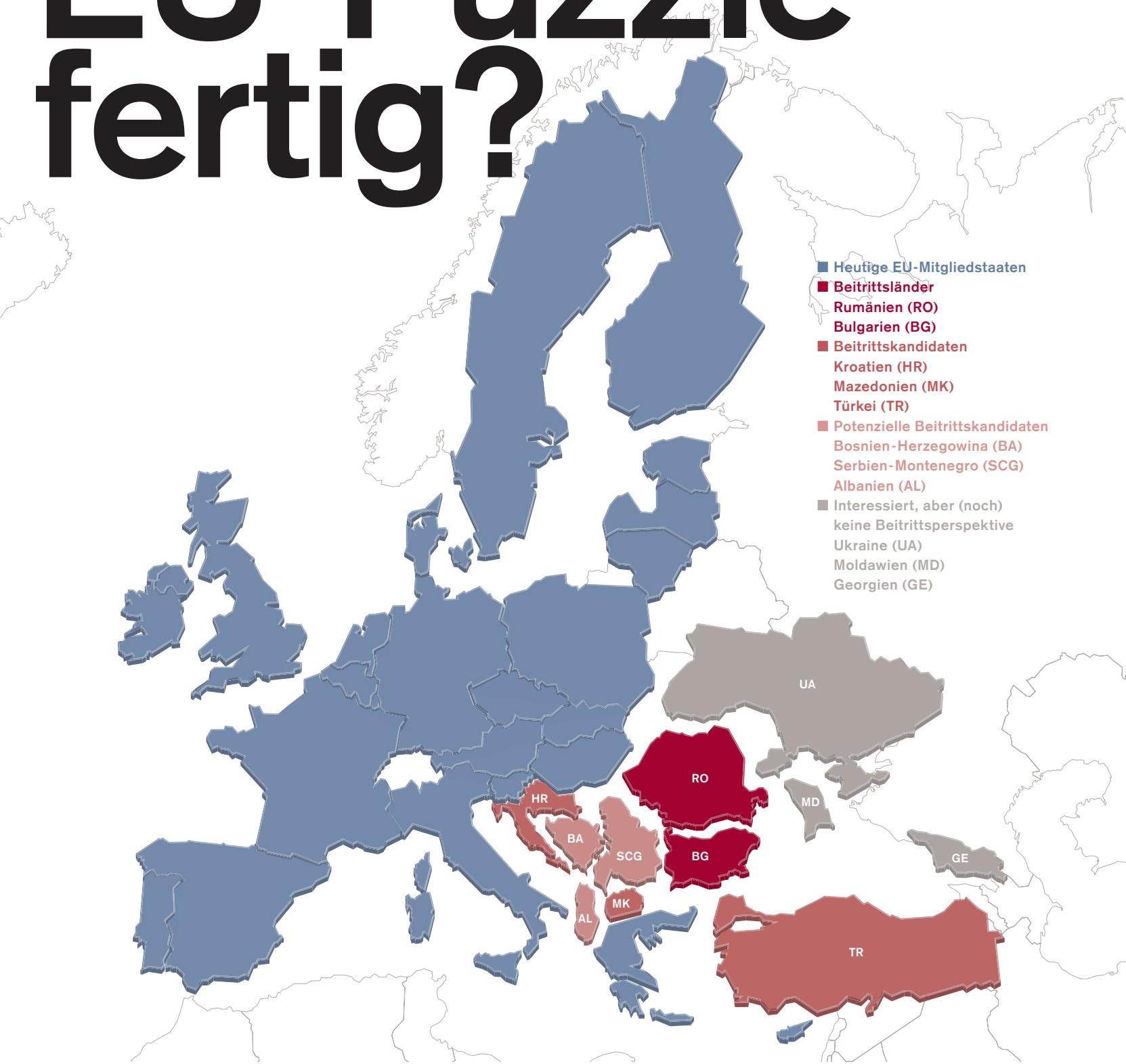
Für weitere Informationen: www.swissheart.ch
oder info@swissheart.ch oder Telefon 031 388 80 80



Schweizerische Herzstiftung
Fondation Suisse de Cardiologie
Fondazione Svizzera di Cardiologia

Aktiv gegen Herzkrankheiten und Hirnschlag
Active contre les maladies cardiaques et l'attaque cérébrale
Con impegno contro le cardiopatie e l'ictus cerebrale

Wann ist das EU-Puzzle fertig?



Die EU steht vor einem Dilemma: Ihre Anziehungskraft auf potenzielle Neumitglieder ist ungebrochen, doch im Innern dominieren Selbstzweifel.

Text: Dennis Brandes, Economic Research

Erweiterungspolitik hat in der Vergangenheit den Bewerberländern beim Übergang in die Marktwirtschaft geholfen; sie bleibt dementsprechend beliebt. Auch die Union profitiert wirtschafts- wie sicherheitspolitisch von der Stabilisierung und Integration ihrer Nachbarstaaten. Trotzdem sinkt die Unterstützung für eine Fortsetzung der Erweiterung innerhalb der Union. Denn bei einer ungebremsten Expansion droht eine Überdehnung und somit der Verlust der Handlungsfähigkeit. Aussenpolitisch sollte die Erweiterung so lange fortgesetzt werden, wie potenzielle Neumitglieder daran interessiert sind und sowohl sie als auch die EU davon profitieren können. Innenpolitisch müsste sie allerdings viel früher gestoppt werden; das bedeutet konkret eine Rückweisung von beitrittswilligen Ländern. Die Union wird sich entscheiden müssen, ob sie aussen- oder innenpolitischen Überlegungen Vorrang geben will und welchen Staaten sie eine Beitreitsperspektive offeriert.

Objektive Beitreitskriterien unerlässlich

Um diese Entscheidung vor den beitrittswilligen Staaten rechtfertigen zu können, braucht es möglichst objektive Kriterien. Dazu gehört auf jeden Fall die Beitreitfähigkeit eines Landes. Hier stehen die von der EU 1993 festgelegten und seitdem verwendeten Kopenhagener Kriterien als Bewertungsgrundlage zur Verfügung (siehe Box Seite 54). Es ist die Pflicht des Kandidatenlandes, diese Beitreitfähigkeit herzustellen – dessen Fortschritte bestimmen den Erfolg der Kandidatur und die Dauer des Beitreitverfahrens.

Obwohl die Beitreitfähigkeit des Kandidaten auf jeden Fall eine notwendige Bedingung für die Mitgliedschaft bleiben wird, wird sie in Zukunft nicht mehr immer hinreichend sein. Bereits 1993 wurde die Aufnahmefähigkeit der Union als zusätzliche Bedingung festgelegt, aber erst seit der er-

höhten Erweiterungsmüdigkeit in der EU findet diese stärkere Beachtung. Die Aufnahmefähigkeit ist gegenwärtig zu allgemein gehalten, um zur Bewertung einer Kandidatur herangezogen werden zu können. Unbeantwortet bleibt auch die Frage, wer denn grundsätzlich zum Kandidatenpool der Union zählt und wo die endgültigen Grenzen der EU liegen sollen. Der Vertrag über die Europäische Union kann hier nur beschränkt weiterhelfen; er besagt zwar, dass Staaten, welche die Grundwerte der Union achten, beitreten können, doch die geografische Ostgrenze Europas ist nicht ausreichend definiert. Damit wird klar: Die Entscheidung über die Aufnahmefähigkeit und die Grenzen der EU kann nur im politischen Prozess gefällt werden. Genau das hat das Europäische Parlament Mitte März gefordert. Davon wird abhängen, wie vielen und vor allem welchen Ländern noch die Chance auf einen Beitritt eingeräumt werden wird.

Bereits getroffene Entscheidungen stellen sicher, dass der Erweiterungsprozess erst einmal weiterläuft. Die Union hat acht Ländern eine Beitreitsperspektive eingeräumt. Sie verteilen sich auf drei Stufen der formalen Annäherung: Beitreitländer (Bulgarien, Rumänien), Kandidatenländer (Kroatien, Mazedonien, Türkei) und potenzielle Kandidatenländer (Albanien, Bosnien-Herzegowina, Serbien-Montenegro). Interessiert, aber derzeit noch ohne Beitreitsperspektive, sind Georgien, Moldawien und die Ukraine. Die Karte auf Seite 52 gibt einen geografischen Überblick.

Bulgarien und Rumänien sind am Start

Der nächste Erweiterungsschritt ist absehbar: Bulgarien und Rumänien haben bereits verbindliche Beitreitsverträge unterzeichnet, welche die Mitgliedschaft für 2007 vorsehen. Sollte die EU den Stand der Vorbereitungen als ungenügend einstufen, hat sie das Recht, den Beitritt um ein Jahr zu ver-

zögern. Eine Entscheidung darüber wird voraussichtlich noch im ersten Halbjahr 2006 fallen.

Ohne Kurswechsel der EU steht mit Kroatien schon das 28. Mitglied in den Startlöchern. Kroatien hofft auf einen Beitritt noch vor 2010, ebenso wie Mazedonien. Dieses ist zwar offizielles Kandidatenland, aber im Gegensatz zu Kroatien haben hier die Beitreitsverhandlungen noch nicht begonnen; die Terminsetzung ist damit recht ambitioniert. Allen westlichen Balkanstaaten (Ex-Jugoslawien und Albanien) wurde aber wiederholt die Möglichkeit eines Beitritts in Aussicht gestellt, sobald sie die Voraussetzungen hierfür erfüllen. Dieses Versprechen und die von der EU gewünschte Stabilisierung der Balkanregion werden es der Union schwer machen, die Balkanstaaten zurückzuweisen, sobald diese tatsächlich alle Voraussetzungen erfüllen. Aussenpolitisch bleibt der Union eigentlich gar keine andere Wahl, als die Tür für alle Balkanstaaten offen zu halten. Findet sie die innenpolitische Stärke hierfür, könnte bis 2020 der gesamte Balkan beigetreten sein.

Sorgenkind Türkei

Die Türkei ist ebenfalls offizielles Kandidatenland mit laufenden Beitreitsverhandlungen seit letztem Oktober. Das Land bleibt jedoch ein Sonderfall. Die Beitreitskriterien sind anspruchsvoll und es ist gut möglich, dass die Türkei sie nicht alle erfüllen können oder wollen. In diesem Fall bliebe es der EU erspart, über die schwierige Frage eines Türkeibeitritts entscheiden zu müssen. Ob man dann aber mit einem halbreformierten, in seinem Annäherungskurs an Europa gescheiterten Land als Nachbarn wirklich besser gestellt wäre, ist fraglich. Erfüllt die Türkei dagegen alle Bedingungen, würde es wiederum äußerst schwer werden, ihr den Beitritt nach einem jahrelangen harten Reformkurs und Jahrzehntelangem Warten >

Die Kopenhagener Beitrittskriterien

Politische Kriterien: Institutionelle Stabilität als Garantie für die demokratische und rechtsstaatliche Ordnung, für die Wahrung der Menschenrechte sowie die Achtung und den Schutz von Minderheiten.

Wirtschaftliche Kriterien: Funktionsfähige Marktwirtschaft sowie die Fähigkeit, dem Wettbewerbsdruck und den Marktkräften innerhalb der Union standzuhalten.

Rechtsbestand der Gemeinschaft: Übernahme der Pflichten der Mitgliedschaft, einschliesslich das Einverständnis mit den Zielen der politischen Union sowie der Wirtschafts- und Währungsunion.

zu verwehren. Um trotzdem der kritischen öffentlichen Meinung entgegenzukommen, ohne jedoch die Türkei zu brüskieren, bietet sich eventuell eine Vollmitgliedschaft mit umfangreichen Übergangsmassnahmen in einzelnen Teilbereichen, etwa beim Arbeitsmarkt, an.

Dabei handelte es sich aber auf jeden Fall um eine Gratwanderung zwischen den Sorgen heutiger EU-Bürger und den Wünschen der Türkei. Zu beachten ist auch, dass ein möglicher Türkeibezirk aller Voraussicht nach noch zehn Jahre oder mehr in der Zukunft liegt. Über einen so langen Zeithorizont könnte sich nicht nur die Einschätzung europäischer Bürger im Allgemeinen ändern; die bis dahin voll einsetzende demografische Alterung in Westeuropa könnte auch einen ganz speziellen Anlass dafür liefern. Möglicherweise wird sich verstärkt die Erkenntnis durchsetzen, dass türkische Gastarbeiter keine Bedrohung sind, sondern vielmehr durch ihre Arbeit in anderen Mitgliedstaaten einen wertvollen Beitrag zur Stabilisierung westeuropäischer Sozialversicherungssysteme leisten könnten.

Georgien, Moldawien und die Ukraine haben verschiedentlich Interesse an einer Mitgliedschaft geäussert. Ein demokratisiertes Weissrussland könnte irgendwann einmal folgen. Diesen Ländern wurde – im Gegensatz zu den oben genannten – bisher jedoch noch keine Beitrittsperspektive in Aussicht gestellt. Es wäre somit leichter, sie von einem Beitritt auszuschliessen. Sie laufen Gefahr –

stärker noch als die Türkei –, die primären Opfer einer enger definierten Grenzziehung oder Aufnahmefähigkeit zu werden.

Die Forderung des Europaparlaments nach einer eindeutigen Festlegung zukünftiger Grenzen scheint vernünftig. Es ist ein Ansinnen, nicht ohne Strategie blind in die Zukunft zu stolpern. Doch der Erweiterungsprozess erstreckt sich über einen langen Zeitraum. Der Beitritt von Ländern jenseits des heutigen Kandidatenkreises liegt noch weiter in der Zukunft als ein möglicher Türkeibezirk. Vieles kann sich bis dahin verändern und eine Aufnahme weiterer Länder für die Union tatsächlich wünschenswert machen – so unwahrscheinlich dies aus heutiger Sicht auch erscheinen mag. Die Union sollte sich nicht voreilig der Handlungsoptionen berauben. Letzten Endes bleibt die Entscheidung über die Grenzen der EU eine politische, und niemand kann sie der EU abnehmen. Erweiterung oder Vertiefung: die Optionen liegen auf dem Tisch. Nun kommt es darauf an, wie sich die EU entscheidet. <

**Studie des Economic Research zum Thema:
Wo liegen die Grenzen der EU? Ein Blick
auf den Erweiterungsprozess, Februar 2006,
www.credit-suisse.com/research
(Publikationen → International Issues)**



Botschafter Urs Bucher

Leiter des Schweizer Integrationsbüros
EDA/EVD in Bern

«Entscheide werden schwieriger»

Soll die Europäische Union ihre geografischen Grenzen bereits heute festlegen?

Nein. Zuerst muss die Europäische Union sowohl vom Inhalt als auch von ihrer Organisationsform her den Zustand finden, der den künftigen Herausforderungen gerecht wird. Denn die Vertiefung der Zusammenarbeit, ihre Institutionen und Funktionsweisen beeinflussen die Fähigkeit, weitere Mitgliedsstaaten aufzunehmen. Erst wenn diese Fragen definiert sind, kann die EU auch die geografische Ausdehnung bestimmen.

Die Voraussetzungen für die EU-Mitgliedschaft werden von den Kopenhagener Kriterien definiert. Genügen diese, um die Aufnahmekapazität der EU zu bestimmen?

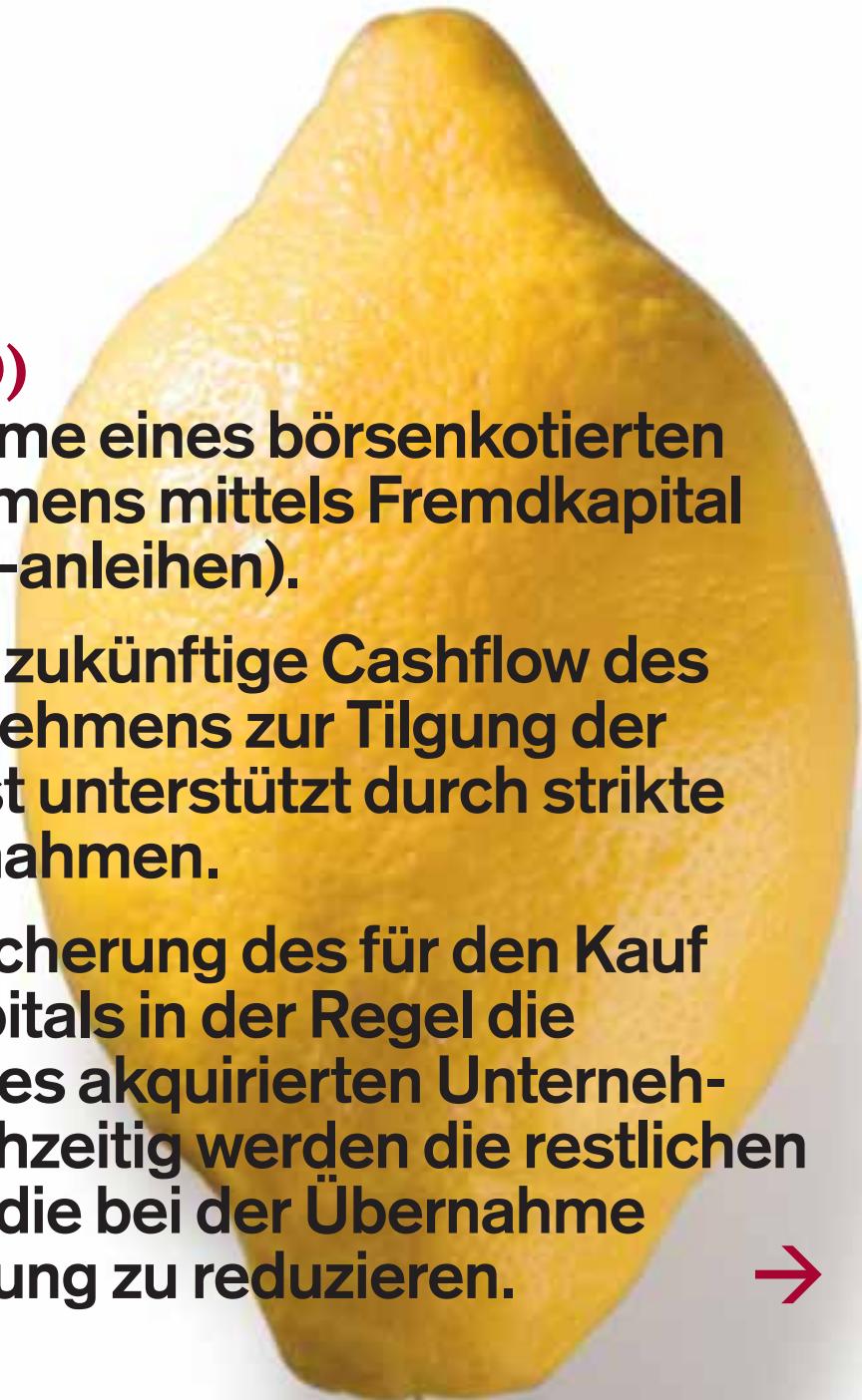
Die Kopenhagener Kriterien werden jeweils ergänzt, und zwar mit dem so genannten Verhandlungsrahmen, den die EU für ein Bewerberland kurz vor Aufnahme der Beitrittsverhandlungen beschliesst. Außerdem hat das Europäische Parlament die Kommission kürzlich beauftragt, bis Ende 2006 die Aufnahmekapazität der EU einschliesslich ihrer geografischen Grenzen zu erläutern.

Viele Mitgliedsstaaten stabilisieren die EU innenpolitisch, machen sie jedoch aussenpolitisch eher träge. Wie beurteilen Sie dieses Dilemma?

Die Handlungsfähigkeit der EU sollte mit einer Reform der Institutionen verbessert werden. Solche neuen Instrumente hätte der EU-Verfassungsvertrag vorgesehen; dessen Zukunft ist aber mehr als ungewiss. Es ist unbestritten, dass es für eine wachsende Union schwieriger wird, Entscheide zu fällen – gerade im aussenpolitischen Bereich. Umso wichtiger ist es, dass sie sich mit den richtigen Entscheidungsmechanismen ausstattet. Dieser Prozess ist am Laufen.

Wird dessen Ergebnis die politische Meinung in der Schweiz beeinflussen?

Die Wahrnehmung der EU ist ambivalent. Ist sie stark, wird sie von einem Teil unserer Landsleute als Bedrohung wahrgenommen. Das ist meiner Ansicht nach falsch. os



Leveraged Buyout (LBO)

nennt man die Übernahme eines börsenkotierten oder privaten Unternehmens mittels Fremdkapital (Bankkredite und/oder -anleihen).

Anschliessend wird der zukünftige Cashflow des übernommenen Unternehmens zur Tilgung der Schulden benutzt, meist unterstützt durch strikte Kostensenkungsmassnahmen.

Daneben werden zur Sicherung des für den Kauf notwendigen Fremdkapitals in der Regel die Kernvermögenswerte des akquirierten Unternehmens eingesetzt. Gleichzeitig werden die restlichen Aktiven veräussert, um die bei der Übernahme entstandene Verschuldung zu reduzieren. →

LBOs: ein Risiko für Bond- anleger

Angesichts des momentanen Tiefzinsniveaus setzen renditeorientierte Private-Equity- und Hedge-Fund-Gesellschaften vermehrt auf so genannte Leveraged Buyouts. Solche fremdfinanzierten Firmenübernahmen bergen insbesondere für die Besitzer der «alten» Bonds grosse Risiken.

Text: Michael Gähler und Wolfgang Wiehe, Global Credit Research

Ein LBO ist für die bestehenden, «alten» Bonds ein Problem, weil es zu einer grösseren Verschuldung des übernommenen Unternehmens und dadurch üblicherweise zu Kurseinbussen führt. Es sei denn, rechtsverbindliche Anleiheklauseln, so genannte Bond Covenants, bieten einen gewissen Schutz. Außerdem werden diese Obligationen üblicherweise an eine Holding übertragen. Dagegen werden die zur Finanzierung der Akquisition ausgegebenen Neuemissionen auf der Ebene des operativ tätigen Unternehmens platziert. Dadurch ergibt sich eine strukturelle Benachteiligung (Nachrangigkeit) der bestehenden Bonds.

In der Folge sinkt deren Bonität – möglicherweise sogar in den spekulativen Bereich –, wodurch der Preis der betroffenen Obligationen beträchtlich sinkt.

Tiefes Zinsumfeld begünstigt LBOs

Zurzeit sind LBOs besonders bei Private-Equity-Gesellschaften und Hedge-Funds «en vogue», weil diese Investoren über beträchtliche finanzielle Mittel verfügen, für die sie hohe Renditen erwirtschaften müssen. LBOs sind für diese Anlegergruppe attraktiv, weil sie interessante Ertragschancen bieten. Zudem sind aufgrund des gegenwärtig niedrigen Zinsniveaus Kredite historisch gese-

hen günstig und können daher leichter aus dem freien Cashflow des akquirierten Unternehmens finanziert werden. Darüber hinaus sind Anleger, die eine überdurchschnittliche Performance anstreben, aufgrund des aktuellen Tiefzinsumfelds eher bereit, höhere Risiken in Kauf zu nehmen.

In den letzten zehn Jahren haben die LBO-Volumen von rund 10 auf 50 Milliarden Euro deutlich zugenommen. Im Gegensatz zu diesem starken Volumenwachstum stieg in Europa die Zahl der eigentlichen LBO-Transaktionen im gleichen Zeitraum nur moderat, was auf eine zunehmende Grösse der einzelnen Übernahmen hindeutet. Zwischen

2001 und 2004 fanden die meisten LBO-Aktivitäten im Industriesektor statt, gefolgt von den Sektoren Kommunikation sowie Konsumgüter und Dienstleistungen. Im Gegensatz dazu waren die entsprechenden Aktivitäten in den Branchen Finanz, Technologie und Gesundheit eher verhalten. Typische Kennzeichen eines potenziellen LBO-Kandidaten sind die Fähigkeit zur Generierung hoher Cashflows, die Verfügbarkeit von Sachanlagen und die Absenz regulatorischer Hürden. Dagegen meiden LBO-Investoren Unternehmen mit hohen Pensionskassendefiziten sowie Aktionariatsstrukturen, welche die Stimmrechte der einzelnen Aktionäre beschränken.

Aktuelle Beispiele für LBO-Transaktionen

Mitte Januar 2006 unterbreitete ein Konsortium aus Venture-Capital-Gesellschaften (zu Deutsch Wagniskapital-Gesellschaften) ein Angebot von 8,9 Milliarden US-Dollar für die Übernahme des holländischen Kommunikations- und Medienunternehmens VNU. Falls realisiert, soll die Transaktion grösstenteils mit Fremdkapital finanziert werden. Weitere wahrscheinliche Schritte, die von den Investoren in Betracht gezogen werden, sind eine Überführung des Konzerns in Privatbesitz, eine Aufspaltung der Unternehmung oder eine Erhöhung der Ausschüttungen an die Aktionäre. VNU wurde im November 2005 zur potenziellen Übernahmekandidatin, als sie die Akquisition von IMS Health Inc. für 6,3 Milliarden US-Dollar abbrach. VNU figurierte auch in einer LBO-Analyse der Credit Suisse vom 8. Dezember

2005 auf der Liste möglicher LBO-Kandidaten.

Ende November 2005 gab TDC bekannt, dass Nordic Telephone Co. ApS (ein Unternehmen im Besitz von Private-Equity-Gesellschaften) ein Angebot zur Übernahme des gesamten Aktienkapitals von TDC gemacht habe – eine Offerte, die der Verwaltungsrat von TDC den Aktionären zur Annahme empfahl. Ende Januar 2006 teilte TDC schliesslich mit, dass 88,2 Prozent ihrer Aktionäre das Angebot akzeptiert hätten. Es wird damit gerechnet, dass die neuen TDC-Mehrheitsaktionäre eine stark fremdfinanzierte Finanzstruktur für die Gruppe implementieren werden.

Im Juli 2005 unterbreiteten Apax und Time Warner ein gemeinsames Angebot für ITV. Angesichts der Besorgnis erregenden Deckungslücke in der Pensionskasse von ITV zogen sich die beiden Unternehmen dann aber wieder zurück. Dennoch besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass ITV abermals zum Ziel von Übernahmeangeboten wird. Laut Angaben von Credit Suisse Investment Banking haben zurzeit mindestens zehn Private-Equity-Firmen das Unternehmen im Visier. Am 22. März gab die Unternehmung bekannt, dass sie ein Übernahmeangebot einer Investorengruppe unter der Leitung von Apax und Blackstone abgelehnt habe.

Die deutsche Linde AG, die lange Zeit selbst als LBO-Kandidatin gehandelt wurde, lancierte im Januar ein unfreundliches Angebot zur Übernahme der BOC Group plc. Dies hatte auf den Kreditrisiko-Renditeauf-

schlag (Credit Spreads) die gleiche Auswirkung, wie wenn das Unternehmen selber zum Gegenstand einer fremdfinanzierten Akquisition geworden wäre.

Ausblick: LBOs bleiben ein Thema

Die zurzeit tiefen Zinsen und die für europäische Unternehmen meist robusten Fundamentaldaten erleichtern die Erhöhung des Fremdkapitalanteils in den Bilanzen. Wir gehen deshalb für das laufende Jahr von weiteren LBO-Aktivitäten aus. Unseres Erachtens werden insbesondere die Sektoren Telekom und Medien sowie Einzelhandel betroffen sein. Die Liste möglicher LBO-Kandidaten ist lang. Untenstehende Tabelle enthält jene Unternehmungen, bei denen wir ein LBO als am wahrscheinlichsten erachten. Angesichts des hohen Risikos, dass einige dieser Emittenten durch LBO-Aktivitäten eine drastische Verschlechterung ihres Kreditprofils erleiden könnten, raten wir von einem Engagement in den ausstehenden Anleihen dieser Unternehmen ab. <



Wichtigste Kennzahlen verschiedener europäischer LBO-Kandidaten

Quelle: Bloomberg, Credit Suisse

LBO-Kandidat	Sektor	Währung	Markt-kapitali-sierung (Mio.)	Minderheits-beteiligung (Mio.)	Netto-schuld (Mio.)	Enterprise Value (Mio.)	Buch-wert (Mio.)	Verschul-dungsgrad	Freier Cash-flow (Mio.)	EV/ EBITDA ¹	EV/ Freier Cash-flow	Netto-schuld/ EBITDA
Dixions	Einzelhandel	GBP	3395	42.3	-551	2844	423	109%	230	6.4x	12.4x	-1.2x
DSM	Chemie	EUR	8011	67	803	8814	4339	39%	323	8.4x	27.3x	0.8x
FKI	Industrie	GBP	715	0.2	351	1066	-219	-231%	1	9.9x	761.5x	3.3x
Kingfisher	Einzelhandel	GBP	5727	9.4	1368	7096	1651	97%	-161	10.8x	-44x	2.1x
Marks & Spencer	Einzelhandel	GBP	9349	0	2094	11442	399	595%	1078	12.3x	10.6x	2.2x
Pearson	Medien	GBP	6388	169	1057	7445	-290	-676%	676	9.5x	11x	1.3x
Royal KPN NV	Telekom	EUR	20137	28	8225	28362	-4325	-214%	2647	6.1x	10.7x	1.8x
Tele Austria	Telekom	EUR	9955	n. a.	2861	12816	1478	214%	756	8x	16.9x	1.8x

n. a. = nicht verfügbar; ¹ ökonomischer Unternehmungswert / Bruttogewinn (vor Abschreibungen und Amortisation)

Die Schweiz
muss
besser sein,
weil sie
teuer ist



Die Schweiz ist bekannt für ihre Qualitätsprodukte. Im Jahr 2005 wiesen 58 Prozent der Exportgüter Qualitätsvorteile auf. Um nicht an Wettbewerbsfähigkeit zu verlieren, muss die Schweiz sich künftig aber noch stärker im Qualitätswettbewerb positionieren.

Text: Fiona Ballmer, Economic Research

Die Schweizer Exportindustrie konnte in den Neunzigerjahren ihre Stellung im Wettbewerb verbessern. Heute besitzt ein grösserer Anteil der Schweizer Warenausfuhren einen Qualitätsvorteil gegenüber dem Ausland als noch Ende der Achtzigerjahre. Doch gleichzeitig zeigt sich auch, dass nach wie vor viele Exportgüter der Schweizer Industrie stark vom Preis bestimmt sind. Die Schweiz ist im Preiswettbewerb allerdings nicht konkurrenzfähig. Um sich vom Ausland nicht den Rang als erfolgreiche Exportnation ablaufen zu lassen, muss sich die Schweizer Exportindustrie noch stärker auf Qualitätsgüter spezialisieren.

Am Tropf des Auslands

Die schweizerische Volkswirtschaft ist wirtschaftlich stark mit dem Ausland verflochten. Jeden zweiten Franken erwirtschaftet sie im Ausland. Die Schweiz war seit je eine Exportnation. In den letzten Jahrzehnten hat die wirtschaftliche Verflechtung mit dem Ausland allerdings laufend zugenommen. Dafür verantwortlich war in erster Linie die Globalisierung. Neben der fortschreitenden weltweiten Liberalisierung der Wirtschafts- und Handelspolitik sowie der Kapitalmärkte wurde die zunehmende Internationalisierung der Märkte ebenso durch den technischen Fortschritt angetrieben, insbesondere in den Informations- und Kommunikationstechnologien.

Relativ wenig Dienstleistungsexporte

Nach wie vor werden rund drei Viertel der Exporteinnahmen durch Warenexporte und ein Viertel durch die Erbringung von Dienstleistungen erwirtschaftet. Trotz grosser Fortschritte in den Informations- und Kommunikationstechnologien sind Dienstleistungen immer noch schwerer handelbar als Exporte.

Prägnant zeigt sich der hohe Stellenwert der Exportwirtschaft für die Schweiz in den

Wachstumsbeiträgen. Sie beschreiben, wie viel einzelne Komponenten des Bruttoinlandprodukts zum Wirtschaftswachstum beitragen. Den Warenexporten der Industrie kommt dabei eine tragende Rolle zu. Das durchschnittliche Wachstum der Schweizer Wirtschaft betrug zwischen 1991 und 2005 gerade noch 1 Prozent. In dieser Zeitspanne leiteten die Warenexporte 1,1 Prozentpunkte ans Wachstum. Die Dienstleistungsexporte trugen 0,3 Prozentpunkte bei, während der Beitrag der inländischen Nachfrage mit minus 0,4 Prozentpunkten sogar negativ war. Ohne ausländische Nachfrage wäre die Schweizer Volkswirtschaft geschrumpft.

Globalisierung forciert Wettbewerb

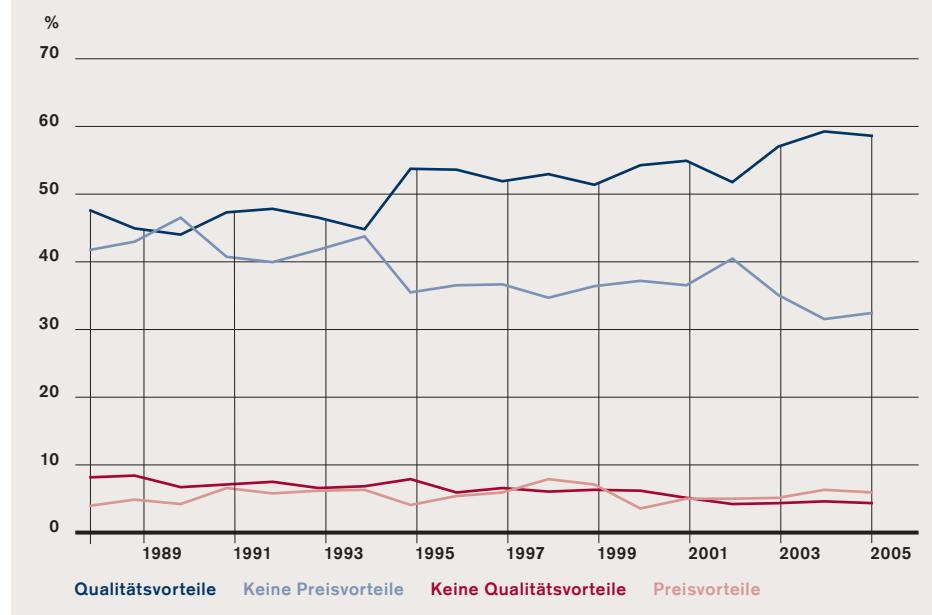
Im Jahr 2003 lagen die Preise für die von den privaten Haushalten konsumierten Güter und Dienstleistungen in der Schweiz

36 Prozent über dem Durchschnitt der EU-Länder. Trotz überdurchschnittlicher Produktivität ist das hohe Preisniveau eine grosse Herausforderung für die Schweizer Exportindustrie. Mit der zunehmenden Globalisierung, der Verlagerung von Produktionsstandorten in Entwicklungs- und Schwellenländer und dem grenzüberschreitenden Technologie- und Know-how-Transfer erhöht sich der internationale Wettbewerb kontinuierlich. Mit den aufholenden Entwicklungs- und Schwellenländern erwachsen der Schweiz neben den Industriestaaten mehr und mehr Konkurrenten, die zu einem tiefen Lohn- und Kostenniveau produzieren.

Neben einer hohen Lieferbereitschaft und Zuverlässigkeit liegen die Stärken der Schweiz vor allem in ihren qualifizierten Arbeitskräften, der technologischen Leistungsfähigkeit und der Innovationskraft. Die Qualität und das technologische Niveau der >

Exportpositionierung der Schweizer Industrie, 1988–2005

Seit 1988 hat sich der Anteil der exportierten Schweizer Produkte mit einem Qualitätsvorteil kontinuierlich gesteigert. 2005 ging der Anteil allerdings leicht zurück, statt – wie erforderlich – weiter zu steigen. Quelle: Credit Suisse Economic Research



Unit-Value-Ansatz: Qualitative Eigenschaften wie das Design, die Technologie oder Markenstärke eines Gutes rechtfertigen einen höheren Preis. Die Inputfaktoren von Qualitätsprodukten (Humankapital, Technologie, Material) sind tendenziell hochwertiger und ihr Produktionsprozess aufwändiger als jene von Massenprodukten. Mit zunehmender Qualität eines Produktes erhöht sich folglich das Verhältnis seines Werts zu seinem Gewicht. Der so genannte Unit Value (das Wert-Gewicht-Verhältnis) eines Kilos Schweizer Luxusuhren beispielsweise ist viel höher als jener eines Kilos Billiguhren. Der höhere Unit Value drückt die höhere Zahlungsbereitschaft der Kunden aus, welche in den qualitativen Eigenschaften, etwa in der Markenstärke oder in der Fertigungspräzision, begründet liegt.

Der Unit Value der Exporte ist ein approximativer Indikator für die Produktequalität eines Landes oder einer Branche. Er bietet die Möglichkeit, die Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Exportindustrie zu analysieren. Anhand der Unit Values der Exporte und der Importe sowie des mengenmässigen Handelsbilanzsaldo kann für einzelne Branchen bestimmt werden, ob Preis- oder Qualitätswettbewerb herrscht oder ob sie **a)** einen Preisvorteil, **b)** keinen Preisvorteil, **c)** einen Qualitätsvorteil oder **d)** keinen Qualitätsvorteil besitzen. Dabei wird angenommen: Exportiert die Branche mengenmässig mehr, als sie importiert, besitzt sie gegenüber dem Ausland einen Vorteil. Ob dies ein Vorteil im Preis- oder Qualitätswettbewerb ist, wird über das Verhältnis zwischen Export-Unit-Value und Import-Unit-Value bestimmt.

schweizerischen Exportprodukte sind entscheidend für deren wirtschaftlichen Erfolg, da diese Attribute höhere Preise rechtfertigen. Bei Qualitätsgütern ist der Preis neben den qualitativen Eigenschaften wie Design, Präzision, Technologie oder Servicedienstleistungen deshalb lediglich ein Faktor, der über die Wettbewerbsfähigkeit entscheidet. Die Zahlungsbereitschaft der Abnehmer ist bei Qualitätsgütern höher als bei stark preissensitiven Gütern. Die Schweiz muss sich daher auf die Produktion von Qualitätsgütern spezialisieren.

Verbesserte Wettbewerbsfähigkeit

Der Schweizer Exportindustrie gelang es zwischen 1988 und 2005, ihre Position im Wettbewerb mit dem Ausland zu verbessern. Mit Hilfe einer bestimmten Analysetechnik (siehe Box oben) wurden die schweizerischen Industrieexporte in die vier Segmente «Qualitätsvorteil», «kein Qualitätsvorteil», «Preisvorteil» und «kein Preisvorteil» eingeteilt. Die Segmente «Qualitätsvorteil» und «kein Qualitätsvorteil» enthalten Güter, die

qualitätsdominiert sind, bei denen also die Qualität entscheidend ist. Die Güter in den Segmenten «Preisvorteil» und «kein Preisvorteil» sind hingegen preissensitiv.

Die Anteile der einzelnen Wettbewerbspositionen erlauben eine Aussage über die Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Exportindustrie und deren Entwicklung über die Zeit. Gemäss unserer Analyse wiesen 2005 rund 58 Prozent der Exporte gegenüber dem Ausland Qualitätsvorteile auf (Grafik Seite 59). Erfreulich ist, dass es der Industrie gelang, diesen Anteil zwischen 1988 und 2005 zu steigern. 1988 betrug der Anteil der Exporte mit Qualitätsvorteil noch rund 47 Prozent. Im gleichen Zeitraum gelang es der Industrie, den Anteil der Exporte, in der sie weder Preisvorteile noch Qualitätsvorteile aufweist, zu reduzieren.

Im Preiskampf nicht konkurrenzfähig

Die Schweiz wies 2005 lediglich bei rund sechs Prozent aller Exporte Preisvorteile gegenüber dem Ausland auf. Dies bestätigt, dass sie bei preissensitiven Gütern über

keine Wettbewerbsfähigkeit verfügt. Immerhin konnte sie den Anteil der Exporte ohne Preisvorteile im Laufe der Zeit reduzieren. Doch wird sie ihre Wettbewerbsposition kaum über dieses Segment verbessern können. Ihre Vorteile liegen dank einer guten Ausstattung mit Humankapital bei den qualitäts- und technologiegetriebenen Gütern. Umso mehr erstaunt der hohe Anteil von Exporten (38 Prozent), welche preissensitiv sind beziehungsweise im Preiswettbewerb stehen. Zwar hat die Qualitätsorientierung der Schweizer Industrie zugenommen. Doch um ihre Wettbewerbsfähigkeit gegenüber dem Ausland aufrechtzuerhalten oder zu stärken, muss sie sich noch ausgeprägter im Qualitätswettbewerb positionieren. Nur durch eine kontinuierliche Weiterentwicklung der Produkte und Servicedienstleistungen wird sich die Industrie auf den Weltmärkten behaupten können und der Schweiz langfristig ihre Rolle als wichtige Exportnation sichern können.

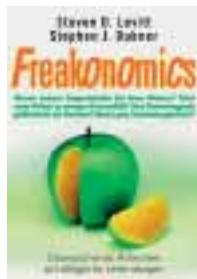
Wichtige Branchen setzen auf Qualität

Von den wichtigsten Schweizer Exportbranchen hat die Präzisionsinstrumenteindustrie (inklusive Uhrenindustrie) den grössten Anteil an Exporten mit Qualitätsvorteil. Unternehmen der Uhrenindustrie wie Swatch, Montres Rolex, IWC International Watch oder der Medizinaltechnik wie Straumann und Synthes sind dank Qualität und Innovation auf den Weltmärkten erfolgreich. Auf die Präzisionsinstrumenteindustrie folgen die Elektrotechnik, der Maschinenbau und die chemisch-pharmazeutische Industrie. Mindestens 70 Prozent der Exporte dieser Branchen verfügen über Qualitätsvorteile. Hinter diesen Erfolgen stehen Firmen wie die Pharmaunternehmen Novartis und Roche, Unternehmen der Maschinenindustrie wie ABB, Sulzer, Georg Fischer und Rieter oder der Elektrotechnik wie Alstom oder Nexans Schweiz. <

Studie des Economic Research zum Thema: Qualität – Einzige Chance der Exportindustrie? Swiss Issues Branchen, www.credit-suisse.com/research (Schweizer Wirtschaft → Branchen)

Freakonomics

Überraschende Antworten auf alltägliche Lebensfragen



Von **Steven Levitt & Stephen Dubner**
gebundene Ausgabe
300 Seiten
ISBN 3-570-50064-0

Haben Sie sich schon einmal gefragt, wieso Drogenhändler bei ihren Müttern wohnen? Oder ob Swimmingpools gefährlicher sind als Revolver? Zugegeben, beides sind Fragen, die sich den meisten Leuten nicht einfach so aus dem Alltag herausstellen. Steht eine solche Frage aber einmal im Raum, wird man sie nicht so schnell wieder los. In ihrem Buch stellen der Ökonom Levitt und sein Sprachrohr, der Journalist Dubner, lauter solche Fragen, die auf den ersten Blick eher wahnwitzig erscheinen. Manchmal auch auf den zweiten. Das zentrale Thema des Buches ist: «Wenn die Moral ausdrückt, wie die Welt funktionieren sollte, dann zeigt uns die Ökonomie, wie sie wirklich funktioniert.»

Die Ökonomie, so die Autoren, sei eine Wissenschaft, die uns ausgezeichnete Werkzeuge zur Verfügung stelle, um Antworten zu finden, aber sie leide unter einem ernsten Mangel an interessanten Fragen. Der junge Starökonom Levitt ist auf dem besten Weg, den Mangel an interessanten Fragen zu beheben. Da war zum Beispiel die Frage zu klären, wieso in den USA im April 1987 auf einen Schlag sieben Millionen amerikanische Kinder verschwanden. Die Steuerbehörden hatten neu verlangt, dass für jedes zum Haushalt gehörende Kind eine Sozialversicherungsnummer angegeben werden muss; die plötzlich verschwundenen Kinder hatten nur als Phantome in den Steuererklärungen existiert. Levitt beschreibt in seinem Bestseller weiter, wie eine kriminelle Strassenbande in Chicago funktioniert: sehr hierarchisch, der Chef bekommt fast alles, das Fussvolk fast nichts. Darum wohnen Drogenhändler bei ihren Müttern – weil sie so schlecht verdienen, dass sie sich eine eigene Wohnung einfach nicht leisten können. rh

Rohstoffe

Der attraktivste Markt der Welt



Von **Jim Rogers**
kartonierte Ausgabe
291 Seiten
ISBN 3-898-79110-6

Öl, Weizen, Sojabohnen, Aluminium, Kupfer, Schweinehäute. Glaubt man Jim Rogers, dann sollte jeder vernünftige Anleger schleunigst in Rohstoffe investieren. Der Mann weiss, wie es geht. Schliesslich hat er schon als Fünfjähriger erste Geschäftserfahrungen auf diesem Gebiet gemacht, als er in seiner Nachbarschaft Erdnüsse verkaufte. Nach dem Studium in Yale und Oxford arbeitete er an der Wall Street, lernte George Soros kennen und gründete mit ihm den legendären Quantum Fund. Bereits 1980 hatte Rogers genug Geld verdient, zog sich aus dem Fondsmanagement zurück und begann die Welt zu bereisen und Bücher über seine Abenteuer zu schreiben.

Rohstoffe haben nicht den besten Ruf. Das möchte Rogers mit seinem Buch ändern. «Im Vergleich zum Risikoprofil der meisten Technologie-Aktien sehen Rohstoffe so sicher aus, dass jeder institutionelle Investor sie für seinen «Witwen-und-Waisen-Fonds» kaufen könnte.» Doch wer mit Rohstoffen Geld verdienen will, sollte sich zuerst einiges Wissen aneignen, nicht nur was Rohstoffe selber anbelangt: Der fleissige Anleger sollte sich am besten auch über historische und geopolitische Zusammenhänge informieren. Rogers vermittelt in seinem Buch einiges an Grundwissen und führt den Leser Schritt für Schritt in die Welt des Rohstoffhandels ein. Er erklärt, woraus ein Kontrakt besteht und welches die wichtigsten Börsen und Indizes sind; er zeigt, wo der Anleger die nötigen Informationen beschaffen kann, und plaudert auch sonst gerne aus seinem gut sortierten Nähkästchen. Das Buch ist unterhaltsam und mit viel Herzblut geschrieben. Das tröstet darüber hinweg, dass der Autor streckenweise doch allzu sehr von sich und seinen Ansichten überzeugt ist. rh

Die besprochenen Bücher finden Sie bei www.buch.ch.

Impressum: Herausgeber Credit Suisse, Postfach 2, 8070 Zürich, Telefon 044 333 11 11, Fax 044 332 55 55 **Redaktion** Daniel Huber (dhu) (Leitung), Marcus Balogh (ba), Michèle Bodmer (mb), Ruth Hafner (rh), Andreas Schiendorfer (schi), Andreas Thomann (ath), Olivia Schiffmann (os), Rebecca Schraner (rs), Regula Gerber (Volontariat) **E-Mail** redaktion.bulletin@credit-suisse.com **Mitarbeit an dieser Ausgabe** Reto Schlatter **Internet** www.credit-suisse.com/emagazine **Marketing** Veronica Zimnic **Korrektorat** text control, Zürich **Gestaltung** www.arnolddesign.ch: Daniel Peterhans, Monika Häfliger, Urs Arnold, Maja Davé, Renata Hanselmann, Annegret Jucker, Alice Kälin, Iris Wolf, Monika Isler und Petra Feusi (Projektmanagement) **Inserate** Yvonne Philipp, Strasshus, 8820 Wädenswil, Telefon 044 683 15 90, Fax 044 683 15 91, E-Mail yvonne.philipp@bluewin.ch **Begläubigte WEMF-Auflage 2005** 123 771 **Druck** NZZ Fretz AG/Zollikofer AG **Redaktionskommission** René Buholzer (Head of Public Affairs Credit Suisse), Othmar Cueni (Head of Corporate & Retail Banking Northern Switzerland, Private Clients), Tanya Fritsche (Online Banking Services), Eva-Maria Jonen (Customer Relation Services, Marketing Winterthur Insurance), Charles Naylor (Chief Communications Officer Credit Suisse Group), Fritz Stahel (Credit Suisse Economic Research), Bernhard Tschanz (Head of Research Switzerland), Maria Lamas (Financial Products and Investment Advisory), Christian Vonesch (Leiter Marktgebiet Privatkunden Zürich) **Erscheint im 112. Jahrgang** (5 x pro Jahr in deutscher, französischer und italienischer Sprache). Nachdruck von Texten gestattet mit dem Hinweis «Aus dem Bulletin der Credit Suisse». **Adressänderungen** bitte schriftlich und unter Beilage des Original-Zustellcouverts an Ihre Credit Suisse Geschäftsstelle oder an: Credit Suisse, ULAZ 12, Postfach 100, 8070 Zürich.

Diese Publikation dient nur zu Informationszwecken. Sie bedeutet kein Angebot und keine Aufforderung seitens der Credit Suisse zum Kauf oder Verkauf von Wertschriften. Hinweise auf die frühere Performance garantieren nicht notwendigerweise positive Entwicklungen in der Zukunft. Die Analysen und Schlussfolgerungen in dieser Publikation wurden durch die Credit Suisse erarbeitet und könnten vor ihrer Weitergabe an die Kunden von Credit Suisse bereits für Transaktionen von Gesellschaften der Credit Suisse Group verwendet worden sein. Die in diesem Dokument vertretenen Ansichten sind diejenigen der Credit Suisse zum Zeitpunkt der Drucklegung. (Änderungen bleiben vorbehalten.) Credit Suisse ist eine Schweizer Bank.



«Maggie Thatcher hätte in Deutschland keine Chance»

Interview: Andreas Thomann

Bert Rürup, der Vorsitzende des deutschen Sachverständigenrates, ist ein Realist. Im Interview erklärt er, warum Angela Merkels Politik der kleinen Schritte durchaus ans Ziel führen kann. Und warum in Deutschland eine Margaret Thatcher erst gar nicht an die Macht käme.

Bulletin: Wie beurteilen Sie die bisherige Arbeit der Grossen Koalition?

Bert Rürup: Besser als vermutet. Der aussenpolitische Start war sehr gut. Und der Koalitionsvertrag bietet Chancen. Man muss berücksichtigen, dass diese Koalition den Politikern von den Wählern aufgezwungen wurde. Im Vertrag sind eine Reihe von Punkten enthalten, die ich ohne weiteres unterschrieben hätte, etwa zur Rentenreform – inklusive Rentenalter 67 – oder zur Familienpolitik.

Doch die zentralen Probleme Deutschlands wie die Reform der Krankenversicherung, der Pflegeversicherung oder der Unternehmenssteuer wurden ausgeklammert. Ist das nicht ein Zeichen von Schwäche?

Ich sehe das nicht unbedingt als Nachteil. Hätte man diese Themen gleich nach dem erbitterten Wahlkampf angepackt, so wäre nicht mehr herausgekommen als ein Kompromiss auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner. Ich weiss mittlerweile, dass die Güte eines Regierungshandelns nicht davon abhängt, was in einem Koalitionsvertrag steht. Die Arbeitsmarkt- und Sozialreformen der Regierung Schröder standen beispielsweise

nicht im Koalitionsvertrag. Deswegen sehe ich in diesen weissen Flecken eine Chance.

Werden die grossen Würfe also noch folgen?

Frau Merkel hat sich im Wahlkampf als eine Radikalreformerin dargestellt. Aber die Politik, die sie jetzt betreibt, bezeichnet sie selbst als eine Politik der kleinen Schritte. Das muss kein Nachteil sein. Voraussetzung ist, dass die Schritte alle in die richtige Richtung gehen. Eine Politik der kleinen Schritte, die umgesetzt wird, ist besser als eine Vision, die eine Vision bleibt.

Angenommen, Sie könnten frei von politischen Sachzwängen eine Reform durchsetzen. Was hätte Priorität?

Die Finanzierungsreform des Gesundheitswesens und die Unternehmenssteuerreform. Das sind für mich die zentralen Bausteine in dieser Legislaturperiode. Alles andere ist meines Erachtens nicht so wichtig oder nicht durchsetzbar.

Wie gross ist die Macht des Vorsitzenden des Sachverständigenrates im real existierenden Politikgeschäft?

Ich würde meine Person mal zurücknehmen und nur vom Sachverständigenrat sprechen.

Dessen Einfluss hängt natürlich auch von der medialen Unterstützung ab. Deshalb sind die Adressaten unserer Gutachten nicht nur die Politiker, sondern selbstverständlich auch die Presse und die Öffentlichkeit. Aber wir hoffen natürlich schon, dass einiges umgesetzt wird.

Wie oft ist das der Fall?

Ich würde mal sagen, dass der Einfluss der wissenschaftlichen Politikberatung in den letzten Jahren eher grösser geworden ist. Nehmen Sie die Neuordnung der Besteuerung der Alterseinkommen: Da ist praktisch alles genau so umgesetzt worden, wie es die von mir geleitete Kommission empfohlen hat. Auch die Vorschläge der so genannten Rürup-Kommission zur Rente sind mehr oder weniger alle umgesetzt worden. Oder die Agenda 2010, die bereits im Gutachten des Sachverständigenrates «20 Punkte für Wachstum und Beschäftigung» aus dem Jahre 2002 vorgespult wurde.

Also kein frustrierender Alltag?

Nein. Und ausserdem bin ich mittlerweile 62. Da weiss ich, dass Politik anders funktioniert als die Führung eines Unternehmens. Sie müssen als wissenschaftlicher Politik-



Hans-Adalbert Rürup (* 7. November 1943 in Essen) ist Professor an der Technischen Universität Darmstadt im Fachgebiet Finanz- und Wirtschaftspolitik. Im Jahr 2000 folgte er dem Ruf in den «Sachverständigenrat zur Be-gutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung», dessen Vorsitz er seit März 2005 innehat. Jeweils im November veröffentlicht dieser «Rat der Wirtschaftsweisen» ein Gutachten, welches einerseits einen Ausblick auf das kommende Wirtschaftsjahr enthält und anderseits die Tätigkeit der Regierung aus ökonomischer Sicht kritisch analysiert und konkrete Verbesserungsmaßnahmen vorschlägt. Darüber hinaus präsidierte Rürup die «Sachverständigenkommission zur Neuordnung der Besteuerung von Altersvorsorgeaufwendungen und Alterseinkommen» und die «Kommission für die Nachhaltigkeit in der Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme» (Rürup-Kommission).

berater eine relativ hohe Frustrationstoleranz haben. Und Sie müssen auch auf den richtigen Zeitpunkt warten können.

Im heutigen Europa schreiben vor allem kleine Länder wie Finnland, Irland oder Dänemark die wirtschaftlichen Erfolgsstorys. Sind kleine Länder einfacher zu reformieren als grosse?

Bestimmt. Kleine Länder sind in der Regel homogener als grössere – man hat beispielsweise nicht so ein grosses Wohlstandsgefälle wie etwa zwischen dem Westen und dem Osten Deutschlands. Zudem sind die Willensbildungsprozesse einfacher. Und kleinere Länder haben zudem die Chance, Standards grösserer Länder zu unterlaufen. Die Grösse spielt also schon eine Rolle, um Entscheidungen «speditiv» voranzubringen, wie Sie in der Schweiz so schön sagen (lacht).

Sind die Deutschen überhaupt bereit für Reformen, wie sie zum Beispiel die Briten unter Margaret Thatcher über sich ergehen liessen?

Eine Maggie Thatcher könnte es in Deutschland nie geben. Das hängt auch mit unserer Verfassung zusammen. Deutschland hat ein Verhältniswahlrecht und kein Mehrheitswahlrecht. Das heisst, jede Regierung in Deutschland ist faktisch immer eine Koalitionsregierung. Dann haben wir eine sehr starke Position des Bundesrates – für alle relevanten bundespolitischen Reformmassnahmen muss man die Mehrheit der Länderkammer haben. Und die ist in sehr vielen Fällen andersfarbig dominiert als der Bundestag. All das verhindert einen so radikalen Politikwechsel wie unter der Thatcher-Regierung – was Nachteile hat, aber möglicherweise auch Vorteile.

Wünschen Sie sich denn nicht manchmal ein System, in dem eine Maggie Thatcher möglich wäre?

Eine Maggie Thatcher nicht unbedingt. Aber ich würde auf alle Fälle eine stärkere Entflechtung der politischen Entscheidungen vorziehen. Wir brauchen eine grössere Autonomie der Bundesebene und der Länderebene. Gleichzeitig dürfen Sie aber nie vergessen: Man kann auf Dauer keine Reform gegen die Mehrheit der Bevölkerung durchsetzen.

Die Regierung Schröder hat relativ einschneidende Reformen zustande gebracht. Besteht jetzt die Gefahr, dass die grosse Koalition weniger weit gehen wird?

Das ist möglich. Wir haben unserem Gutachten Ende 2005 nicht umsonst den Titel

gegeben: «Die Chancen nutzen, Reformen mutig voranbringen». Schaut man zurück auf die letzte grosse Koalition, die zwischen 1966 und 1969 in Deutschland regierte, so besteht durchaus Anlass zu Optimismus. Aus der damaligen Sicht hat diese grosse Koalition vieles richtig gemacht. Sie war innenpolitisch ausserordentlich erfolgreich – mit einem Stabilitätsgesetz, einer Föderalismus-reform, einer Finanzverfassungsreform.

Die Schweiz litt in den letzten Jahren unter einer ähnlichen Wachstums-schwäche wie Deutschland. Was läuft bei uns falsch?

Auf den ersten Blick ist das ein Rätsel. Sie haben alles gemacht, was sich Ökonomen immer wünschen – zumindest beim Kapitalmarkt, beim Arbeitsmarkt und bei der Besteuerung. Eine Schwachstelle sehe ich allerdings in den relativ stark regulierten Gütermärkten. Da herrscht definitiv zu wenig Wettbewerb. Das zu ändern, ist aber erfahrungsgemäss ein mühsames Geschäft. Denn Wettbewerb finden alle immer gut – solange er bei den andern stattfindet (lacht).

Wie stark nimmt man in Deutschland die Wirtschaftsordnungen von anderen Ländern unter die Lupe?

Man schaut regelmässig aufs Ausland, etwa bei der Alterssicherung. Es wäre aber falsch, ein System komplett importieren zu wollen. Die einzelnen Sozialsysteme sind ja in den Ländern über die letzten 100 Jahre gewachsen und wurden verrechtlicht. In der Schweiz haben Sie das Drei-Säulen-System, wobei die AHV stark umverteilt wirkt. Dagegen haben Sie eine relativ geringe Umverteilung im Steuersystem. Wir haben von der Schweiz gelernt, dass ein mischfinanziertes System richtig ist, wählten jedoch einen eigenen Weg. Jetzt kann man einwenden, dieser sei überreguliert. Allerdings sind wir der Ansicht, dass die Umverteilung ins Steuersystem gehört und nicht in ein versicherungsmässig organisiertes Pensionssystem.

Sie selbst sind Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands ...

... seit fast 40 Jahren.

Wie fest schränkt Sie diese Mitgliedschaft in Ihrer wissenschaftlichen Arbeit ein?

Gar nicht. Ich bin Ende der Sechzigerjahre aus Überzeugung in die SPD eingetreten, als Fan von Karl Schiller und Willy Brandt. Da bin ich jetzt drin, und da bleibe ich auch, weil ich glaube, dass einige der Werte, die für mich wichtig sind, in der SPD gut aufgehoben sind. Ich habe mich nie als Parteisol-

dat gefühlt oder so agiert. Und da ich schon etwas länger im Geschäft der wissenschaftlichen Politikberatung bin, wird das offensichtlich auch so gesehen. Ich habe mich eigentlich nie verbiegen müssen, habe immer meine Meinung gesagt. Im Übrigen: Als Berater kann man seine Meinung verkaufen, aber nur einmal.

Spüren Sie manchmal eine Kluft zwischen sich und der Partei?

Die hat es schon gegeben, etwa als Oskar Lafontaine Parteiführer und in der Regierung war. Dennoch habe ich mich nie mit dem Gedanken getragen, aus der Partei auszutreten. Nach 40 Jahren Ehe lässt man sich auch nicht scheiden.

Fühlen Sie manchmal den Puls der Basis, Stichwort Rentenalter 67?

Ob ich den Puls der Basis fühle, weiß ich nicht. Aber ich gehe regelmäßig an die Basis, in Altersheime, an Volkshochschulen oder zu Gewerkschaftsveranstaltungen. Das Interessante ist: An der Basis finden Sie oft mehr Verständnis als in Funktionärskreisen.

Ist die Politik, die Gerhard Schröder in seiner zweiten Amtszeit betrieben hat, überhaupt noch sozialdemokratisch?

Ich glaube schon. Gelegentlich werden eben die richtigen Reformen von Regierungen gemacht, die man eigentlich als die falschen dafür ansehen würde. Was wäre in Deutschland passiert, wenn Edmund Stoiber die Hartz-Reform umgesetzt hätte? Ein sozialdemokratischer Politiker muss nicht beweisen, dass er sozial ist. Er kann vielleicht sogar einiges besser vermitteln. Es war ein sozialdemokratischer Sozialminister, der aus dem Umlageverfahren zu einem Mischesystem umgestiegen ist. Dieses Phänomen können Sie auch in andern Ländern beobachten. Die erste richtige und sinnvolle Unternehmenssteuerreform in Österreich ist in den Achtzigerjahren von Ferdinand Lacina gemacht worden, einem sozialdemokratischen Finanzminister.

Aber der politische Lohn ist ausgeblieben, sowohl in Deutschland als auch in Österreich ...

Das stimmt. Vielleicht sind halt doch nicht alle Politiker Stimmenmaximierer, wie es die ökonomische Theorie der Politik postuliert. Es gibt, glaube ich, mehr Überzeugungstäter, als wir denken. <

Das Interview mit Bert Rürup fand am Rande des Corporate Clients Forum der Credit Suisse statt, wo Rürup einen Vortrag zum Thema «Deutschland – wohin?» hielt.

Die Laus im Pelz der deutschen Regierung

Konrad Adenauer war skeptisch. Doch sein Wirtschaftsminister Ludwig Erhard setzte sich durch und gründete 1963 den «Rat der Weisen».

Im Jahr 1963 kam das deutsche Wirtschaftswunder allmählich ins Stottern. Die Lohnverhandlungen zwischen den Tarifpartnern wurden dafür umso unerbittlicher geführt. In dieser angespannten Lage regte der damalige Wirtschaftsminister und Vater der sozialen Marktwirtschaft, Ludwig Erhard, die Gründung eines «Rats der Weisen» an, um die Tarifverhandlungen in moderatere Bahnen zu lenken. «Wollen Sie sich wirklich so eine Laus in den Pelz setzen?», war die erste Reaktion von Bundeskanzler Konrad Adenauer auf den Vorschlag seines Wirtschaftsministers. Doch Erhard setzte sich durch. Der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung war geboren.

Jeweils Mitte November veröffentlichen die fünf Sachverständigen ihr Jahrestutachten, das die Wirtschaftspolitik der Bundesregierung kritisch beleuchtet und Lösungskonzepte erarbeitet. Gewöhnlich fällt der Applaus der politischen Opposition lauter aus als derjenige der Regierung, was den unabhängigen Charakter des Gremiums unterstreicht. Zwar werden die fünf Mitglieder vom Bundespräsidenten einberufen – auf Vorschlag der Bundesregierung und für eine Amtszeit von jeweils fünf Jahren –, doch anders als etwa der Council of Economic Advisors in den USA oder der Conseil d'Analyses Economiques in Frankreich muss der Rat der Weisen nicht die Politik der jeweiligen Regierung verkaufen.

Der Streit zwischen den Ideen eskaliert

Traditionsgemäß steht eines der Mitglieder im Rat der Weisen den Gewerkschaften und ein zweites der Arbeitgeberseite nahe. Diese Konstellation führte Ende 2004 zu einem offenen Konflikt, als der damalige Vorsitzende Wolfgang Wiegard und das Ratsmitglied Wolfgang Franz den gewerkschaftsnahen Kollegen Peter Bofinger in Zeitungsinterviews öffentlich angriffen. Hintergrund des Konflikts war ein Buch des Keynesianers Bofinger, das in zentralen Punkten im Widerspruch zur angebotsorientierten Sichtweise des Gremiums stand. Dem neuen Vorsitzenden Bert Rürup, der Anfang März 2005 Wolfgang Wiegard an der Spitze des Wei-



Gruppenbild mit Dame: Im Juni 2004 hielt mit Beatrice Weder di Mauro erstmals eine Frau Einzug in den Sachverständigenrat.

senrates ablöste, gelang es schließlich, mittels intensiver interner Gespräche die Wogen wieder zu glätten.

Seit Juni 2004 sitzt im Sachverständigenrat mit Beatrice Weder di Mauro erstmals auch eine Frau. Die 40-jährige schweizerisch-italienische Doppelbürgerin ist Wirtschaftsprofessorin an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und war zuvor unter anderem als Ökonomin bei der Weltbank und beim Internationalen Währungsfonds tätig. Mit der Berufung in den Sachverständigenrat ist Weder di Mauro zu einer der wichtigsten Politikberaterinnen Deutschlands aufgestiegen. Denn der Einsatz im erlauchten Wissenschaftsrat bringt mehr als blosses Prestige. Gerade in den letzten Jahren ist das Fünfergremium zu einer wichtigen Stimme im deutschen Politikalltag geworden. So waren von den 20 Punkten der berühmten «Agenda 2010», die Gerhard Schröder im Jahr 2003 bekannt gab, deren 13 im zuvor erschienenen Gutachten des Sachverständigenrates vorgeschlagen worden. Auch bei der Rentenreform stammten die meisten Vorschläge von den Wirtschaftsweisen. Und es spricht wenig dagegen, dass auch die neue Kanzlerin Angela Merkel ein offenes Ohr für die Ideen der Professorin und ihrer vier Kollegen haben wird. ath

Weitere Informationen unter
www.sachverständigenrat-wirtschaft.de

@propos

Erleben auch Sie Ihr blaues Blut!

Als Kind dachte ich, die de' Medici wären unsere italienischen Verwandten. Katharina, Cosimo und Lorenzo – meine Grossmutter wusste alles über ihr Leben und erzählte mir anstelle von Märchen lieber von den Intrigen dieser Florentiner Familie. Ich realisierte erst, dass wir nicht verwandt sind, als meine Nonna mir ihre zweite Leidenschaft offenbarte: die Ahnenforschung. Sie verfolgte die Linie so weit zurück, bis sie auf eine blaue Ader stiess – haben wir es doch gewusst! Meine adlige Sippschaft ist längst verstorben und das Blut ist so verdünnt, dass meine Wenigkeit kaum mehr blau-stichig sein dürfte. «Es flieht unterdessen, es flieht die unwiederbringliche Zeit», stellte Vergil bereits vor 2000 Jahren fest. Den bittersüßen Schmerz, der in diesen Zeilen mitschwingt, muss auch meine Grossmutter

gefühlt haben, wenn sie sich mit der eigenen Vergänglichkeit auseinander setzte. Trotzdem scheint der Mensch derzeit versessen auf seinen Ursprung zu sein. Wurde meine Grossmutter noch als Nostalgikerin gefoppt, wäre sie heute in Gesellschaft von Millionen Gleichgesinnten – das Internet machte die Genealogie zur Freizeitbeschäftigung der Massen.

Anders war das zu den Zeiten der alten Hochkulturen – wer nicht König oder Held war, wurde dem Vergessen geopfert. Im Mittelalter diente die Familienforschung gar rein materialistischen Zielen, galt es doch, die Besitzansprüche zu legitimieren. Während des Zweiten Weltkrieges missbrauchten die Nazis die Genealogie sträflich, sie stellten sie in den Dienst der Blut-und-Boden-Ideologie. 1945 zerstörte man deshalb

fast deren gesamte organisatorische Basis. Wir verdanken es den Entwurzelten, dass die Ahnenforschung wiederbelebt wurde. Amerikaner suchten nach ihren europäischen Vorfahren und Kriegsflüchtlinge, wie meine Grossmutter, stellten Verbindungen zu ihren Vorfahren her. Das Internet ermöglichte die Internationalisierung: Heute sind Milliarden von Ahnen in Datenbanken erfasst. Wollen auch Sie Ihr blaues Blut, Ihr Familienwappen oder ferne Verwandte finden? Statten Sie der Seite www.wgff.de einen Besuch ab. Ich werde unterdessen meine italienisch-brasilianischen Cou-Cousins aufspüren. Deren Vorfahren seien Draufgänger gewesen, wanderten ohne Hab und Gut per Schiff nach São Paulo aus, erzählte meine Nonna. Vielleicht werde ich sie eines Tages sogar besuchen.

olivia.schiffmann@credit-suisse.com



credit-suisse.com/emagazine

Online-Forum: Hedge Funds richtig einsetzen

Hedge Funds besitzen eine grosse Freiheit, das investierte Geld durch Transaktionen verschiedener Natur zu vermehren. Dabei gibt es ein breites Spektrum an Strategien, von defensiv bis spekulativ. Das Ziel jeder Strategie ist es, im jeweiligen Marktumfeld eine positive Rendite zu erzielen. Je nach Taktik schwankt so der Kurs des Hedge Funds mehr oder weniger unabhängig von den Aktien- und Anleihenmärkten. Trotz steigender Verbreitung sind Hedge Funds nach wie vor mit negativen Vorurteilen behaftet. Viele Investoren meiden sie deshalb und vergeben sich dadurch nicht nur Renditepotenzial, sondern auch die Chance, das Portfoliorisiko zu reduzieren.

Die Credit Suisse verfügt über ein renommiertes Team für die Auswahl und Gestaltung von Hedge-Fund-Produkten für jedes Anlagevolumen. Überzeugen Sie sich von den Möglichkeiten, die Ihnen Hedge Funds bieten. Stellen Sie unserem Experten im Online-Forum Fragen zum Thema und erfahren Sie mehr zu dieser faszinierenden Vermögensklasse.

**Hedge-Funds-Experte
Nils Tuchschmid steht den Lesern
Red und Antwort.**



Das Vorgehen ist einfach: Sie geben online Ihre Frage ein. Sobald die Antwort aufgeschaltet ist, werden Sie per E-Mail benachrichtigt. Publiziert werden dabei nur der Name und der Vorname des Fragestellers, nicht jedoch die Mailadresse. [ath](#)

Datum

Das Forum läuft bis zum 23. Juni 2006.

Experte

**Nils Tuchschmid, Head of Multi Manager Portfolios,
Funds & Alternative Solutions (FAS)**

Teilnahme

**Das Forum ist für alle in der Schweiz wohnhaften Personen offen,
ob Kunden oder Nicht-Kunden der Credit Suisse.**

Sie finden mehr unter www.credit-suisse.com/emagazine.
(Rubrik Invest)

— Wenn etwas passiert: 0800 809 809



0800 809 809. Der kostenlose Schadenservice der Winterthur.

Rufen Sie einfach uns an, wenn etwas passiert. Schadenmeldungen, Notfallhilfe, Reparatur, Schadenbehebung und Auskünfte. 24 Stunden. 365 Tage. Telefon 0800 809 809 oder www.winterthur.com/ch

Wir sind für Sie da.

— winterthur



Sie denken an
Fussball.

**Wir auch an
die Stars
von morgen.**

Investment Banking ■ Private Banking ■ Asset Management

Richtige Unterstützung fördert herausragende Leistungen.
Deshalb engagieren wir uns für die Zukunft des Schweizer
Fussballs und investieren seit über zwölf Jahren die Hälfte
unseres Fussball-Sponsorings in die Nachwuchsförderung.
www.credit-suisse.com/fussball

Neue Perspektiven. Für Sie.

CREDIT SUISSE

